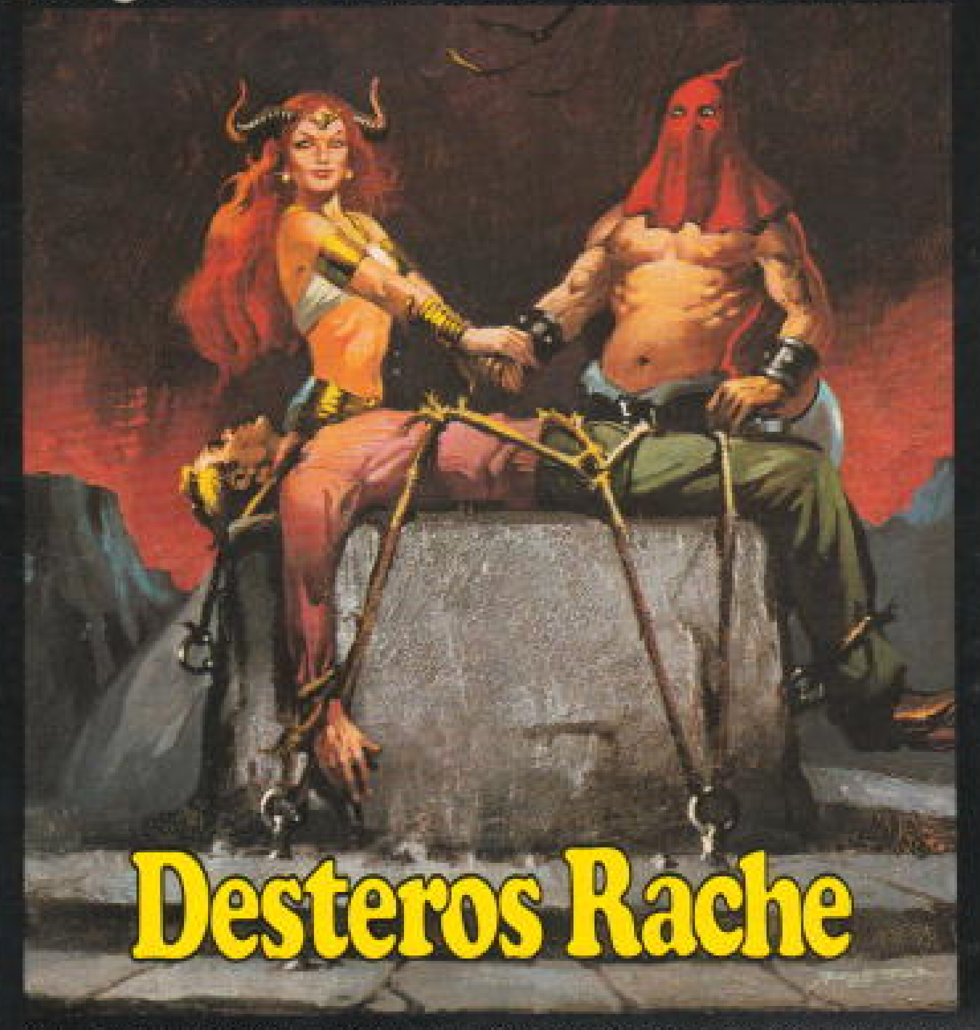
1,50 DM / Band 154
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Desteros Rache

Belgien F 28 / Frankreich F 3,80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65



Desteros Rache

John Sinclair Nr. 154

von Jason Dark

erschienen am 16.06.1981

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Desteros Rache

Seit drei Nächten schon quälte mich ein schrecklicher Alptraum.

Immer wieder sah ich dasselbe Bild.

Ich lag gefesselt auf einem etwa hüfthohen Steinblock, der eher einem Richtblock ähnelte. Die harten Stricke umschnürten meinen Körper, und selbst mein Hals wurde nicht verschont. Um mich herum lauerte das Grauen. Es schien in der roten, glosenden Luft festzusitzen, flüsterte, wisperte, freute sich und triumphierte, daß der Geisterjäger endlich besiegt war.

Und noch zwei Personen hatten ihre wahre Freude.

Asmodina und Destero, der Dämonenhenker.

Beide standen hinter dem Stein und reichten sich die Hände, wobei sie freudig erregt auf mich herabschauten.

Sie hatten gewonnen, sie waren die Sieger!

Ich befand mich in ihrem Reich und konnte mich aus eigener Kraft nicht befreien.

Es geschah nichts. Ich lag nur da und ließ mich von meinen Feinden anstarren.

Trotzdem hatte ich Angst.

Mein Unterbewußtsein spülte sie hoch, setzte die Funktionen der Drüsen in Gang und ließ den Schweiß aus allen Poren strömen. Ich hörte mich stöhnen, ächzen, schwer atmen, wollte aufstehen, doch es gelang mir nicht.

Mein Körper schien mit Blei gefüllt zu sein.

Dann – praktisch ohne Übergang – erwachte ich aus dem schlimmen Alptraum.

Hastig fuhr ich im Bett hoch und sah mich um. Alles war völlig normal. Das Zimmer, der Wecker auf der Nachtkonsole, der Umriß der Tür, nichts hatte sich verändert. Ich saß in meinem Bett und befand mich nicht in einer anderen Welt.

Beide Handflächen preßte ich gegen meine Wangen.

Zwei Stunden nach Mitternacht. Und wieder der gleiche Traum.

Das hatte doch etwas zu bedeuten.

Ich stand auf, ging in die Küche und fror, weil es im Bett wesentlich wärmer gewesen war. Zudem schwitzte ich. In der Küche trank ich ein Glas Mineralwasser. Das spülte den faden Geschmack aus meinem Mund.

Welch eine Bedeutung konnte dieser Traum, der sich immer wiederholte, für mich haben?

Ich zermarterte mir den Kopf, und ich kam auch zu einem Ergebnis. Ich war sicher, daß Asmodina mir die Träume geschickt hatte.

Sie wollte mich psychisch zermürben, mich fertigmachen, damit der Dämonenhenker leichtes Spiel mit mir hatte. So jedenfalls interpretierte ich diese schrecklichen Träume. Nur in dieser Nacht war ich erwacht. In den beiden Nächten zuvor hatte ich hinterher tief und fest geschlafen, aber da waren die Träume auch nicht so schlimm gewesen. Ich hatte das Gefühl, als würde Asmodina die Intensität steigern. Eine Viertelstunde war vergangen. Mein Inneres hatte sich mittlerweile wieder beruhigt, aber das dumpfe Gefühl im Kopf war dennoch geblieben. Ich hoffte nur stark, daß ich dem seelischen Terror widerstehen konnte, und beschloß, in Zukunft besonders auf der Hut zu sein und vor allen Dingen nicht unbewaffnet herumzulaufen. Destero würde zuschlagen, dessen war ich mir sicher.

Es nutzte nichts, wenn ich die restlichen Stunden der Nacht in der kleinen Küche verbrachte. So legte ich mich wieder ins Bett.

Schlaf konnte ich keinen finden. Meine Gedanken kreisten zu sehr um Asmodina und Destero. In letzter Zeit war verdammt viel auf mich eingestürzt. Meine Freunde und ich kämpften praktisch gegen mehrere

Parteien.

Da gab es einmal Asmodina und ihre Gehilfen und zum anderen die Mordliga, die von Dr. Tod angeführt wurde. Aber auch eine dritte Gefahr kristallisierte sich langsam hervor. Das Erbe des versunkenen Kontinents Atlantis! Von Myxin hatte ich erfahren, daß es existierte. Überall auf der Welt verteilt. Atlantis war ein Kontinent voller Rätsel und Geheimnisse gewesen, und nicht immer waren diese Dinge positiv zu beurteilen. Es hatte im alten Atlantis Magie, Grauen und Entsetzen gegeben. Nicht alles war mit der gewaltigen Flut untergegangen.

Das jedoch waren Sorgen, die mich im Augenblick nicht so sehr berührten. Darum kümmerten sich Myxin und Kara, die Schöne aus dem Totenreich. Sie gingen den Spuren des versunkenen Kontinents gewissenhaft nach. Wieder war eine halbe Stunde vergangen.

Mittlerweile wurde die Müdigkeit stärker als meine Gedanken, und mir fielen langsam die Augen zu. Diese Nacht war wie verhext.

Ich hatte nur wenige Minuten geschlafen, als mich das harte Klingeln des Telefons weckte. Begann Asmodinas Psycho-Terror von neuem?

***

Auch die Familie Conolly schlief fest. Das Haus, ein großer Bungalow im Londoner Süden, war dunkel. Nur vor der Eingangstür spendete eine einsame Lampe ein wenig Licht. Johnny, der jüngste Conolly, war plötzlich von einer seltsamen Unruhe erfüllt. In seinem Bett wälzte er sich von einer Seite zur anderen, seufzte manchmal schwer auf und stieß sogar den Teddy zu Boden, der beim Einschlafen immer neben ihm liegen mußte. Er bemerkte es gar nicht.

Seine Hände streiften über das Bettlaken, manchmal krallten sich die Finger in dem Stoff fest, dann wieder zuckte er mit den Beinen und strampelte sich bloß. Unruhe erfüllte den Schlaf des kleinen Jungen. Und Unruhe lag auch in dem Kinderzimmer.

Es schien, als würde der Odem des Bösen über das Bett streichen und den kleinen Jungen berühren. Irgendwo lauerte die Gefahr, und Johnny spürte instinktiv, daß etwas nicht stimmte. Ohne Übergang wachte er auf.

Er lag quer im Bett, öffnete die Augen, setzte sich dann auf und blickte verwirrt um sich. Alles war normal.

Johnny verzog das Gesicht. Im ersten Moment sah es aus, als würde er anfangen zu weinen, dann hatte er sich wieder gefangen und blieb aufrecht im Bett sitzen.

Sein Blick fiel auf das Regal mit dem Spielzeug. Dort standen seine Bauklötze, die Holzeisenbahn, die zahlreichen Teddys und Tiere und die Spiele für Kinder im Vorschulalter. Er sah auch die bunte Tapete und die Lampe an der Decke, die ebenso farbig war wie die Wanddekoration.

Johnny zitterte plötzlich. Es war nicht die Kälte, denn die Conollys ließen auch über die Nacht die Heizung in seinem Zimmer an, damit sich der Kleine nicht erkältete. Es war etwas anderes, das ihn frösteln ließ.

Johnny wollte nicht mehr im Bett liegenbleiben. Er schwang seine Beine über die Kante und rutschte mit seinen kleinen Füßen in die Pantoffeln. Er stolperte über den Teddy, der neben dem Bett lag.

Johnny kümmerte sich nicht darum, was auch nicht normal war.

Sonst hätte er ihn aufgehoben und ins Bett gelegt.

Johnny ging zum Fenster. Er war in der letzten Zeit gewachsen und konnte bereits über die Fensterbank hinaus in den Garten schauen, der vom silberfarbenen Mondlicht gebadet wurde.

Johnny sah die Büsche, den Rasen und die Terrasse. Es war sehr kalt, auf den meisten Zweigen und auch auf den Blättern lag eine weiße Reifschicht.

Obwohl im Garten nichts Besonderes zu sehen war, blieb Johnny doch am Fenster.

Irgend etwas hielt ihn dort fest.

Er hatte seine kleinen Hände auf die Bank gelegt und blickte durch die Scheibe mit den zahlreichen bunten Aufklebern, die bekannte Figuren aus der Comic-Szene zeigten.

Was gab es dort zu sehen?

Einen Schatten.

Ja, plötzlich sah der Kleine einen langen Schatten, der nicht ruhig war, sondern durch den Garten wanderte und sich immer mehr dem Fenster näherte.

Johnny bekam Angst.

»Mummy!« weinte er, und seine Augen füllten sich dabei mit Tränen. »Bitte, Mummy…«

Doch Sheila hörte ihn nicht. Sie und ihr Mann lagen im tiefsten Schlummer.

Der Schatten verschwand. Statt dessen sah der kleine Johnny eine Gestalt um die Hausecke biegen. Im kalten Sternenlicht konnte er sie sehr deutlich erkennen.

Trotz der Kälte hatte der Fremde nichts über seinen nackten Oberkörper gezogen. Seine muskulöse Haut glänzte, als wäre sie mit Fett eingerieben worden. Von seinem Kopf sah Johnny auch nichts, denn eine blutrote Kapuze verbarg ihn. Der Unheimliche trug eine enge lange Hose, die unten in den Schäften eines Stiefelpaars endete. Die Metallbeschläge an seinem breiten Gürtel glänzten, und in der rechten Hand hielt der nächtliche Besucher ein Schwert.

Das Sternenlicht spiegelte sich auf der langen Klinge und warf irgendwie fahl wirkende Reflexe.

Etwa fünf Schritte vor dem Fenster war der Unheimliche

stehengeblieben. Noch wandte er dem kleinen Johnny seinen breiten Rücken zu, aber langsam drehte er sich um. Johnny stand da und staunte. Die Augen hatte er weit aufgerissen, seine Lippen zitterten, und kleine Tränen rannen an seinen Pausbacken entlang.

Der nächtliche Besucher sagte keinen Ton. Er stand nur da, schaute auf das Fenster und starrte Johnny an. Dann ging er einen Schritt nach vorn, wobei er drohend sein Schwert hob.

In diesem Augenblick zuckte Johnny zusammen. Seine kindliche Erinnerung funktionierte wieder. Schon einmal hatte dieser Mann im Garten gestanden und den Kleinen töten wollen. Sheila und Bill hatten zwar mit ihrem Sohn nie mehr darüber gesprochen und seine Erinnerung daran somit verdrängt, doch nun kehrte sie mit aller Deutlichkeit zurück. Johnnys Angst wurde riesengroß. Plötzlich hielt ihn nichts mehr an dem Fenster, er stolperte zurück, fiel und begann zu schreien. Dann raffte er sich wieder auf und lief zur Tür, wo er die Klinke beim ersten Griff verfehlte. »Mummy!« schrie der Kleine.

Johnny war auf die Knie gefallen. Etwas tapsig stand er wieder auf, faßte erneut nach der Klinke und schaffte es diesmal, die Tür aufzuziehen. Er hörte, wie die Schlafzimmertür seiner Eltern ebenfalls aufgestoßen wurde, und wollte in den Flur rennen. Im selben Augenblick zersplitterte die Fensterscheibe seines Zimmers…

***

Sheila Conolly wurde zuerst wach. Sie setzte sich ruckartig im Bett auf und warf ihrem Mann Bill, der neben ihr schlief, einen kurzen Blick zu.

»Hörst du nichts?« fragte sie.

Bill brummte nur.

Sheila stieß ihren Mann gegen die Schulter und rüttelte ihn. »Bill, Johnny hat geschrien. Steh auf!«

»Was?« Mit einem Satz fuhr der Reporter in die Höhe. Der Name seines Sohnes hatte ihn aus dem tiefsten Schlummer gerissen. Sofort war er voll da.

Sheila schwang schon die Beine aus dem Bett, und Bill tat es ihr nach. Er schlief zwar nicht so nah an der Tür wie seine Frau, aber trotzdem war er eher da als sie. Bill zog die Tür auf.

Das Zimmer des Kleinen lag schräg gegenüber. Der Reporter konnte erkennen, daß Johnny die Tür geöffnet hatte.

»Was ist denn los?« rief er und machte Licht. Da sah er die Hand des Kleinen, wie sie um das Türblatt griff, und er hörte das Klirren einer Fensterscheibe.

»O Gott!« rief Sheila hinter ihm und wollte sich an ihrem Mann vorbeidrängen. Das war nicht mehr nötig.

Wie ein Tiger stürzte Bill Conolly auf den Flur. Er war mit zwei

Sprüngen an Johnnys Tür und riß sie auf. Das Entsetzen bannte ihn auf der Schwelle. Sein Sohn war nicht mehr allein.

Destero, der Dämonenhenker, befand sich bei ihm und hatte ihn mit der linken Hand umklammert. Der Griff war so stark, daß sich der Kleine von allein daraus nicht befreien konnte. In der anderen Hand hielt der Dämonenhenker sein Schwert, und die Spitze wies auf Bill Conolly.

Sheila schaute über die Schulter ihres Mannes. Sie sah die Szene ebenfalls und wurde von der Angst um ihren Sohn durchgeschüttelt. »Johnny!« schrie sie, während sich in ihren Schrei das Lachen des Henkers mischte.

Sheila wollte an ihrem Mann vorbei, doch Bill reagierte richtig und hielt sie an der Schulter fest. Er kannte seine Frau. Die würde sich auf den Henker stürzen, denn für Johnny tat sie alles. Bill drückte hart zu und zog Sheila zurück. Dumpf hörte Bill die Stimme unter der Kapuze. »Ich habe ihn. Ich habe euren Sohn. Und ich werde ihn töten…« Wieder lachte er. Erst jetzt gelang es Bill Conolly, sich zu fangen. Er würgte ein paar Worte hervor.

»Warum?« keuchte er. »Warum willst du das Kind umbringen? Was hat es dir getan?«

»Das Kind nichts. Aber ein anderer, den ich haben muß. John Sinclair! Ich hatte ihn fast, doch durch einen Trick ist es ihm gelungen, dem Richtblock und damit dem Schwert zu entkommen. Und das hier ist meine Rache. Desteros Rache! Merkt euch das!«

Bill nickte. Hinter sich hörte er das Schluchzen seiner Frau. Er sah nicht, daß Sheila am Türrahmen zusammengesunken war, im Moment hatte er nur Augen für seinen Sohn und den Henker. Die Jacke des Schlafanzugs war verrutscht, so daß Johnnys Hals frei lag.

Das kleine goldene Kreuz, das an einer dünnen Kette hing und Johnny als Talisman diente, schimmerte im Licht des Lampenscheins. Es hatte den Kleinen nicht geschützt, nicht gegen Destero, diesen gewalttätigen Dämon. Er war nur mit anderen Waffen zu besiegen. Der Henker zog sich zurück. Er schleifte Johnny mit zum Fenster. Dort war er in das Zimmer gestiegen, durch das Fenster wollte er auch wieder verschwinden.

Bill Conolly unternahm einen letzten Versuch. »Gib ihn frei!« flehte er. »Ich bitte dich darum.«

Grollend lachte Destero. »Du bittest mich?«

»Ja.«

»Und die Gegenleistung?«

»Ich tue, was du verlangst.«

»Alles?«

Bill Conolly nickte. Er war in diesem Moment zu einem anderen geworden, war nicht mehr er selbst. Das Schicksal hatte hart und

grausam zugeschlagen, wollte ihm das Liebste nehmen, was er neben Sheila besaß, seinen Sohn. Bill wußte in diesen Augenblicken nicht mehr, was er tat. Destero war stehengeblieben. »Dein Angebot interessiert mich«, sagte er. »Es ist wirklich außergewöhnlich, das muß man schon sagen. Und ich werde mich auch kompromißbereit zeigen.«

»Dann läßt du Johnny frei?«

»Davon habe ich nichts gesagt.« Die harte Antwort zerstörte Bills Hoffnungen.

»Rede!« Der Reporter zitterte. Er wollte endlich wissen, was er tun mußte, um Johnny freizubekommen.

»Es ist so«, sagte der Henker. »Ich lasse mich nicht gern austricksen. Normalerweise würde ich deinen Sohn töten, aber ich gebe dir noch eine Chance. Ich nehme deinen Johnny mit und lasse ihn frei, wenn du meine Bedingung erfüllst.«

»Wie lautet sie?« schrie Bill.

»Töte John Sinclair!«

***

Bill Conolly glaubte, gegen eine Mauer gelaufen zu sein, solch ein dumpfes Gefühl befand sich plötzlich in seinem Kopf. Töte John Sinclair! hallte es in seinem Schädel nach. Töte John Sinclair…

»Nun?« Destero lachte. »Du sagst ja gar nichts.« Bill konnte auch nicht reden. Ihm war schwindlig geworden. Diese Forderung war so ungeheuer, daß Bill sie gar nicht richtig erfaßte.

Er sollte seinen besten Freund umbringen! Bill Conolly hatte einen Blick, der an einen Geisteskranken erinnerte, so stierte er den Henker an.

Destero war ungeduldig. Er hob die rechte Hand, in der er das Schwert hielt, und drehte die Klinge so, daß sie sich dicht an der Kehle des Kleinen befand.

»Du zögerst?« höhnte er. »Soll ich deinen Sohn…?«

»Nein!« schrie Bill. »Dann tust du es also? Wenn Sinclair tot ist, bekommst du deinen Sohn zurück. Aber erst dann, denn wie ich dich kenne, würdest du nicht zögern, mich zu hintergehen.«

Das waren harte Worte, die Bill Conolly sehr wohl verstand. Er nickte und sagte. »Ja, Destero, ich tu's. Ich werde John Sinclair töten!«

***

So grausam leer kam beiden das Zimmer vor. Sheila hockte auf der Bettkante. Tränennaß war ihr Gesicht. Bill hatte ihr eine Jacke über die Schultern gehängt, sie hatte es gar nicht zur Kenntnis genommen. Sie mußte immer daran denken, wie Destero aus dem Fenster geklettert war und ihren kleinen Johnny mitgenommen hatte. Die letzten Minuten zählten wirklich zu den schlimmsten in ihrem Leben.

Der Reporter stand am Fenster. Er starrte durch die zerbrochene Scheibe in den Garten hinaus und merkte nicht, wie die Kälte in den Raum drang und durch seinen dünnen Schlafanzug fuhr.

Bill starrte ins Leere.

Doch in seinem Kopf wirbelten die Gedanken. Dort mischten sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu einem furiosen Kreislauf.

Er hatte versprochen, John Sinclair zu töten. Seinen besten Freund. Einen Kameraden, wie man ihn nur einmal im Leben findet.

John Sinclair sollte durch seine Hand sterben. Bills Gedanken glitten zurück in die Vergangenheit. Er dachte daran, wie er John kennengelernt hatte, an die zahlreichen Abenteuer, die sie gemeinsam erlebt und überstanden hatten. Wie oft hatten sie sich gegenseitig das Leben gerettet! Bill konnte es gar nicht mehr zählen.

Und jetzt sollt er John Sinclair, seinen besten Freund, täten, um das Leben seines Sohnes zu retten. Bills Augen wurden feucht. Er atmete schwer und keuchend. Lippen und Mundwinkel zuckten. In seinem Innern tobte eine Hölle.

Nein, er konnte es nicht. Er brachte es nicht fertig, John umzubringen. Doch wenn er es nicht tat, dann geschah das, was ebenso schlimm war. Destero, der Dämonenhenker, würde nicht zögern, den kleinen Johnny zu töten. Da war er eiskalt. Erbarmen kannte Destero nicht. Und Bill Conolly hatte dem Henker sein Wort gegeben, es zu tun. Sheila merkte, was in ihrem Mann vorging und welch einen Kampf er mit sich selbst ausfocht. Sie erhob sich und schritt auf ihren Mann zu. Eine gebeugte Gestalt, zitternd, kalkweiß im Gesicht. Hinter Bill blieb sie stehen und legte ihm eine Hand auf die Schulter.

Der Reporter zuckte zusammen, als er die Berührung spürte.

Langsam drehte er den Kopf.

Sheila sah ihn an. »Es wird schon alles wieder gut werden«, sagte sie leise.

Bill schüttelte den Kopf. »Nein, Sheila. Nichts wird gut werden. Ich weiß das, ich spüre es. Ich bin doch auf diesen Handel eingegangen und muß mein Versprechen halten.«

»Dann willst du John töten?«

»Siehst du einen anderen Weg, deinen Sohn zurückzuholen?« rief Bill verzweifelt. Sheila schwieg.

Bill ballte die Hände zu Fäusten. Er war innerlich so zerrissen, daß er am liebsten durchgedreht hätte. Destero hatte seinen Sohn mitgenommen. O verdammt, die andere Seite wußte nur zu gut, wo die Schwachstellen des Teams um John Sinclair lagen. Einmal hatte ja so etwas passieren müssen. Der Kleine war zwar durch ein Kreuz geschützt gewesen, aber darüber lachten Dämonen wie Destero nur. Damit konnte man sie nicht abschrecken. Wie sollte es weitergehen?

Bill Conolly hatte wirklich keine Idee. Er blickte Sheila an und sah an ihrem Gesicht, daß sie auch nicht wußte, wie er reagieren sollte.

Mit einer sanften Geste strich Bill über das lange blonde Haar seiner Frau. »Es tut mir leid«, flüsterte er. »Es tut mir unendlich leid.«

Mehr konnte er nicht herausbringen. Dann verließ er das Zimmer, ging in den großen Wohnraum und blieb neben dem Telefonapparat stehen. Lange starrte er ihn an.

Sollte er, sollte er nicht? Bill Conolly überlegte hin und her. Seine Hand zuckte vor, umfaßte schon den Hörer, als seine Finger wieder zurückschnellten. Er traute sich nicht.

Bill Conolly stand vor der schwersten Entscheidung seines Lebens. Schweiß glitzerte auf seiner Stirn. Es war der Angstschweiß, und die Nervenbelastung quälte ihn. Ein Anruf und John würde kommen. Er würde aber auch in sein Verderben laufen.

Abrupt wandte sich Bill Conolly um und ging quer durch den Raum zu einem Sekretär, der immer abgeschlossen war. Bill schloß ihn auf und zog die Klappe herunter. Das Innere war in mehrere Fächer unterteilt, in denen der Reporter Papiere und Unterlagen verwahrte. Ganz rechts befand sich ein kleines Fach, das durch ein Spezialschloß gesichert wurde. Um es zu öffnen, mußte Bill einen flachen Schlüssel nehmen. Die Klappe fiel. Da lag sie.

Die alte Luger, die er schon seit vielen Jahren besaß. Sie hatte ihn früher auf seinen Reportagen oft begleitet. Die Waffe war geladen und ausgezeichnet gepflegt. Bill hatte sie in ein Tuch gewickelt.

Jetzt nahm er sie heraus.

Sein Gesicht war zur Maske erstarrt, als er die Pistole in der Rechten wog.

Ja, er konnte mit ihr umgehen. Dann stand plötzlich Sheila in der Tür. Die beiden Eheleute sahen sich an. Kein Wort wurde gewechselt, aber Sheila las in den Augen ihres Mannes die finstere Entschlossenheit. Bill atmete noch einmal tief durch und gab sich einen Ruck. Dann ging er zum Telefon…

***

Wie versteinert hockte ich hinter dem Lenkrad des Bentley. Bill Conolly hatte angerufen, und noch immer hämmerten seine Worte in meinem Kopf.

»Johnny ist entführt worden!«

Es war, als hätte mich der Schlag getroffen. Als ich hörte, daß Destero dahintersteckte, da war mir viel klar geworden. Meine Alpträume waren nur ein Ablenkungsmanöver gewesen. Destero und damit auch Asmodina verfolgten ganz andere Ziele. Viel, viel schlimmere. Sie hatten dort zugeschlagen, wo ich nicht mit rechnete.

Ein Kind!

Mein Gott, was konnte der kleine Johnny denn dafür? Aber danach fragte niemand.

Brutal gingen unsere Gegner vor. Sie nahmen auf niemanden Rücksicht. Machten vor nichts halt. Weder vor Frauen, Kindern oder Männern.

Viel zu schnell lief mir die Zeit davon. Ich mußte mich beeilen, ich wollte mit Bill reden, ihn und Sheila trösten, falls das überhaupt jemand konnte. Aber die Straßen waren regelrechte Rutschbahnen.

Auf den Hauptstraßen ging es ja, aber die anderen hatte der Frost in eine Eisfläche verwandelt. Ein paarmal sah ich Wagen, die sich um ihre eigene Achse gedreht hatten oder gegen einen Baum gekracht waren. Deshalb fuhr ich so überaus vorsichtig.

So langsam war ich den verdammten Winter leid. Manchmal schien es mir, als würden die Bäume überhaupt nicht mehr grün.

Johnny entführt!

Es ging mir nicht aus dem Kopf. Ich bastelte Pläne, verwarf sie wieder, fing von neuem an, ein ewiges Wechselspiel, ein Hin und Her, doch zu einem Ergebnis gelangte ich nicht. Ich mußte erst mit den Conollys reden.

Die beiden wohnten ziemlich weit im Süden von London, und ich hatte einige Meilen zu fahren. Mein Mund war trocken, die innere Uhr voll aufgedreht.

Die beiden Scheinwerfer warfen ihre Lichtflut vor mir auf die Straße. Im hellen Schein sah ich das Eis auf der Fahrbahn glitzern.

Besonders nahe an den Gehsteigen hatte sich die spiegelnde Fläche gebildet. Wieder eine Kurve.

Vorsichtig fuhr ich in sie hinein. Ich befand mich bereits in einer Gegend, in der es sich lohnte zu wohnen. Ruhige Straßen, auch tagsüber, alter Baumbestand, keine Industrie. Und dann sah ich ihn.

Destero!

Er stand plötzlich vor mir auf der Straße, hatte sich aus dem Nichts materialisiert und hob drohend sein Schwert. Ich dachte nicht mehr an die Fahrbahnglätte und trat vor Schreck auf die Bremse. Das war mein Fehler.

Der schwere Bentley verlor die Haftung und rutschte ein Stück über den glatten Asphalt. Dabei geriet er aus der ursprünglichen Richtung, wurde herumgedriftet und glitt im schrägen Kurs auf den Straßenrand zu. Plötzlich sah ich die Bäume übergroß. Verzweifelt lenkte ich dagegen. Und ich hatte riesiges Glück.

Doch vor den Bäumen brachte ich den Wagen zum Stehen.

Destero lauerte noch immer.

Auch als ich die Tür aufstieß, blieb er stehen und wartete ab.

Ich verließ den Wagen, hütete mich jedoch, einen schnellen Schritt auf ihn zuzugehen, da ich nicht auf die Nase fallen wollte.

Neben der Tür blieb ich stehen.
Ich glaubte nicht, daß der Henker einen Kampf haben wollte, er war aus einem anderen Grund erschienen.
»Sinclair!« sagte er dumpf. »Nun erlebst du Desteros Rache!«
Verächtlich verzog ich die Mundwinkel. »Seid ihr schon so weit gesunken, daß ihr euch an einem unschuldigen Kind vergreifen müßt?« höhnte ich. »Ist das eure Dämonenkraft?«
»Wir nehmen jede Chance wahr, um dich zu vernichten, John Sinclair. Du bist unser Feind, und ich will nicht mehr länger warten. Es muß eine Entscheidung geben.«
»Was hast du vor?« rief ich.
Destero lachte nur. Ich sah, wie seine Kapuze Falten warf. Gern hätte ich gewußt, was sich unter der Kapuze verbarg. Vielleicht wußte das nur Asmodina. War es ein Menschenschädel, ein Dämonenkopf – keine Ahnung.
Bevor ich noch eine andere Frage stellen konnte, war Destero wieder verschwunden.
Ein letztes Flimmern – aus.
Ich grinste bitter. Er hatte mir seine Macht zeigen wollen. Wie schon so oft, denn etwas konnten die Dämonen nie ablegen. Ihre Eitelkeit. Sie waren sehr eitel, wollten immer mit ihren Siegen protzen und erzählen, wie toll sie doch waren und was sie noch alles vorhatten. Ich hatte immer genau zugehört, wenn sie sich produzierten, und dabei war es mir so manches Mal gelungen, sie mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Aber Destero hatte nichts gesagt.
Wenigstens nichts, was mir hätte weiterhelfen können. Er wollte nur beweisen, daß er noch da war und kräftig die Karten mischte.
Ich stieg in meinen Wagen. Hoffentlich konnte ich bei dieser Glätte anfahren. Vorsichtig drehte ich am Lenkrad, gab behutsam Gas, ja, die Reifen packten wieder.
Ich konnte den Bentley in die richtige Fahrspur bringen.
Destero hatte den Jungen! Wo er ihn versteckte, konnte ich nicht einmal raten. Wahrscheinlich in irgendeiner Dimension, die man normalerweise nicht fand. Wenigstens nicht mit den Mitteln, die mir augenblicklich zur Verfügung standen. Wie mußte es nur in Sheila und Bill aussehen! Ich wußte genau, wie sehr sie an dem Kind hingen. Bill würde durchdrehen – und Sheila?
Ich stoppte vor dem Haus. Der Bungalow lag auf einem künstlich angeschütteten Hügel. Von der Straße her wand sich ein schmaler Fahrweg auf das Haus zu. Er führte durch einen prächtigen Garten, der um diese Zeit jedoch leer und tot aussah. Die Conollys mußten mich gesehen haben, denn das Einfahrtstor schwang auf einen elektronischen Kontakt hin zurück.
Ich hatte freie Fahrt.

Auch auf dem Weg glitzerte Eis. Die Büsche waren von einer silberfarbenen Schicht überzogen, ebenso wie das Gras und die Steine an den Wegrändern.

Vor der großen Garage stoppte ich meinen Bentley. Einen Moment zögerte ich, auszusteigen. Wie nett, lachend und lärmend war ich sonst immer empfangen worden, doch heute lastete das Schweigen wie eine Wand. Eine Gänsehaut kroch über meinen Rücken. Man kann dieses Gefühl schlecht beschreiben, vielleicht ist es Ihnen auch mal so ergangen. Man weiß dann nicht, was man sagen soll. Auch mir kam es vor, als wäre ich zum ersten Mal hier.

Behutsam ließ ich die Wagentür zufallen, drehte mich um und ging auf die Haustür zu. Meine Schritte waren steif. Unter meinen Füßen knirschte Streusalz.

Bill stand vor der Tür. Er trug nur eine Hose und einen weit fallenden Pullover. »Komm rein«, sagte er.

Ich machte mir schon Vorwürfe, daß ich ihn immer wieder in die Fälle mit hineingezogen hatte, aber Bill hatte es ja nicht anders gewollt. Er war kein Mensch, der zu Hause hockte und ›rostete‹. Bill brauchte die Bewegung. Er mußte raus aus seinen vier Wänden.

Sein Gesicht war eine Maske. Trotzdem sah ich, daß er geweint hatte. Nun prägte ein Stück Entschlossenheit seine Züge. Selten hatte ich ihn so bleich gesehen. Der Reporter schien in den letzten Minuten um Jahre gealtert zu sein. »Und Sheila?« fragte ich.

Bill hob die Schultern. »Sie hält sich gut, finde ich.«

»Das ist viel wert.«

Kein Wort von der Entführung. Alles war so unwirklich, so unglaubhaft. Wir betraten den Wohnraum. Sheila stand am Fenster.

Als sie uns hörte, drehte sie sich um. Ich nickte ihr zu. Ich wollte irgend etwas sagen, aber verdammt noch mal, ich brachte kein Wort über die Lippen. Ich fühlte mich hilflos in dieser Situation.

Sheila deutete auf einen Sessel. Auf ihren Wangen zeichneten sich die nassen Spuren der Tränen ab. Die Lippen hatte sie fest aufeinandergepreßt. Sie hatte Mühe, sich zu beherrschen. Ich setzte mich.

»Möchtest du etwas trinken?« fragte Bill. Er kam dabei nahe an mich heran, ich roch, daß er schon einen Whisky getrunken hatte.

»Ja, aber keinen Alkohol.«

»Okay.« Bill ging.

Ich war mit Sheila allein. Sie trug einen roten Hausmantel über dem Nachthemd. Ihre Lippen zitterten, als sie anfing zu sprechen.

Als ich ihr in die Augen schaute, glaubte ich, einen Anflug von Panik und Angst zu entdecken. Und ein Gefühl, das man mit einer Warnung oder einem beschwörenden Blick bezeichnen konnte.

»Es ist schlimm, John«, sagte sie plötzlich mit tonloser Stimme.

»Du glaubst gar nicht, wie…«

Ich nickte nur. Sprechen konnte ich nicht, weil mir ein verfluchter Kloß in der Kehle saß.

Da waren wir drei erwachsene Menschen. Auch Sheila hatte schon in lebensgefährlichen Situationen gesteckt, doch in diesen Augenblicken fühlten wir uns so unsagbar hilflos. Wir waren nicht in der Lage, einen klaren Gedanken zu fassen. Bill kam zurück. Er reichte mir ein Glas Wasser. Zigaretten hatte er ebenfalls mitgebracht. Seine Hände zitterten, als er sich ein Stäbchen anzündete.

Ich trank Bill blieb neben dem Sessel stehen. Sein Blick war in unendliche Fernen gerichtet. »Aber das hatte mal so kommen müssen«, erzählte er im Flüsterton. »Es konnte einfach nicht gutgehen. Ich wußte das, wirklich. Wir hätten besser auf ihn achtgeben sollen.«

»Diese verfluchte Brut.«

Bill Conolly erging sich in Selbstvorwürfen. Ich sprach dagegen.

»Ihr konntet nichts tun. Und falsch ist es, jetzt nach einem Schuldigen zu suchen.«

»Und wenn Johnny tot ist?« Er fuhr herum und starrte mich wild an.

»Noch ist nichts bewiesen«, erklärte ich und berichtete gleichzeitig, was ich auf der Fahrt hierher erlebt hatte.

»Klar, dieser Destero wollte seinen Triumph auskosten und uns zeigen, wie hilflos wir sind. Er hat ja nicht einmal unrecht, wir können nichts tun. Es ist zuviel, was da auf uns einströmte…« Er brach ab und stampfte seine Zigarette im Ascher aus.

»Wie ist es passiert?« erkundigte ich mich behutsam.

Bill erzählte. »Als wir wach wurden, war schon alles vorbei. Da hatte Destero sich den Kleinen geschnappt. Sie standen auf der Schwelle zu Johnnys Zimmer. Er hatte den Kleinen und bedrohte ihn mit seinem verdammten Schwert. Wir waren so hilflos.«

»Auch Dämonen haben ihre Motive«, sagte ich. »Hat euch Destero Bedingungen gestellt?«

Nach meiner Frage wurde es still. Wir hörten nur das Ticken einer Uhr.

Sheila hatte die Lippen zusammengepreßt und blickte zu Boden.

Auch Bill wollte nichts sagen. Selbst ein Blinder hätte gesehen, daß da etwas nicht stimmte. Ich hakte nach. »Was ist denn?«

»Nichts«, flüsterte Sheila.

Bill, der noch immer neben meinem Sessel stand, drehte sich so, daß er in meinen Rücken gelangte. Ich merkte nichts und wurde völlig überrascht, als ich plötzlich den kalten Druck der Mündung in meinem Nacken spürte. Die Stimme meines Freundes klang rauh und schwer, als er sagte. »Doch, John, er hat etwas gesagt. Wenn ich Johnny wiedersehen will, dann muß ich dich töten!«

Ich hielt den Atem an.

Noch nicht einmal bewußt, aber diese ungeheure Forderung raubte mir die Luft. Ich wurde innerlich zu Eis, hockte auf meinem Platz und konnte mich nicht rühren. Sheila saß mir gegenüber. Unsere Blicke trafen sich. In ihren Augen las ich die ungeheure Qual, die sie empfand. Es war eine Situation, wie sie kein Regisseur sich besser hätte ausdenken können. Da stand mein bester Freund hinter mir und drückte mir eine geladene Waffe in den Nacken.

Töten! Er wollte mich töten, damit sein Sohn überlebte. Welch eine Hölle mußte in ihm toben. Ich suchte nach einem Verständnis.

Wie hätte ich an seiner Stelle gehandelt? Keine Antwort. Ich wußte es nicht, und Bill drückte fester zu. »Hast du gehört, was ich gesagt habe, John?«

»Ja.«

»Die Waffe ist geladen, John. Ich – ich will es nicht, aber mein Johnny. Du mußt verstehen, John…«

»Vielleicht…«

Sheila stand auf. Ihr Gesicht war noch blasser geworden, die schönen Augen noch größer. Fast greifbar lag die Angst zwischen uns. Es war so gefährlich, gleichzeitig auch unwirklich und grausam.

Am schlimmsten war Bill Conolly dran. Er atmete schwer und keuchend, und sein Atem streifte meinen Nacken. Obwohl er die Mündung hart in das Fleisch meines Nackens preßte, merkte ich doch, wie sehr er zitterte.

Er stand vor der schwersten Entscheidung seines Lebens. Ich versuchte zu reden. »Wäre es nicht besser, Bill, darüber zu reden?«

»Nein, es gibt keine andere Lösung.«

»Und du, Sheila?«

Sie senkte den Kopf und starrte zu Boden. Die Entscheidung überließ sie ihrem Mann.

Welch ein Kampf mußte in dem Reporter getobt haben, bis er sich zu dem Entschluß durchgerungen hatte. Er wollte einen Mord begehen. Mord an seinem besten Freund. »Glaubst du denn, daß Destero den Kleinen freigibt, wenn du mich getötet hast?«

»Ich muß mich an jeden Strohhalm klammern.«

»Der wird zerbrechen!«

Bill schluckte. »John, ich sage dir, versuche nicht, mich von meinem Vorhaben abzubringen. Ich habe mich entschlossen, auf die Bedingungen Desteros einzugehen. Und ich werde sie durchführen, koste es, was es wolle.«

»Du hast es dir reiflich überlegt?«

»Und wie. Ich habe mit mir gerungen, mit mir gekämpft. Ich habe gebetet und gezittert, aber ich sehe keine andere Möglichkeit. John, du bist mein Freund, und ich würde wer weiß was für dich geben, aber plötzlich ist eine Grenze aufgetaucht. Es gibt da meinen Sohn.

Johnny, er bedeutet mir soviel. Das – das mußt du doch verstehen…«

Der Reporter versuchte, sich mit diesen verzweifelten Worten zu entschuldigen, er wußte selbst nicht, ob das, was er tat, richtig war.

Und Freunde, ich verstand ihn, ich verstand ihn sogar gut, seine innere Aufgewühltheit, die Quälereien, mit denen er sich herumschlug.

»Wie hättest du denn an meiner Stelle gehandelt, John?« Ich blieb ihm einige Sekunden die Antwort schuldig. Was hätte ich getan?

Die Frage stellte sich nicht für mich. Ich hatte kein Kind, das mir so sehr am Herzen lag wie einem Vater der Sohn. Aber wenn ich Vater gewesen wäre, hätte ich es auch nicht gewußt.

Und das sagte ich Bill.

»Ja, John, es ist verdammt schwer. Du kennst mich, ich habe es mir nicht leicht gemacht, aber ich kann nicht anders. Sie werden Johnny sicherlich laufenlassen, wenn ich ihnen deinen Kopf geliefert habe.«

Bill sprach mit einer Stimme, die ihm und mir fremd vorkam. Sie klang krächzend, kieksig und kippte fast über. Der Reporter stand unter Strom. Seine Nerven vibrierten. Er befand sich dicht vor dem Punkt, wo man durchdrehte.

Ich hütete mich, auch nur eine falsche Bewegung zu machen, ich war buchstäblich eingefroren. Ich atmete leise und konzentriert. Bill sollte keine Veranlassung sehen, den Stecher durchzuziehen.

»Vielleicht können wir gemeinsam nach einer Lösung suchen«, schlug ich vor. Dabei blickte ich Sheila hoffnungsvoll an, die auch völlig erledigt war.

»Du willst nur Zeit gewinnen«, sagte der Reporter.

»Nein, Bill, ich…«

»Hör auf, John! Lüg mich nicht an. Wie oft haben wir das gleiche in anderen Situationen durchexerziert. Verdammt, ich kenne die Spielregeln nur zu genau.«

Sheila ging auf ihren Mann zu. »Bill«, sagte sie. »John hat unter Umständen recht. Wenn wir gemeinsam darüber nachdenken, gibt es für Johnny vielleicht eine Chance.«

»Die töten ihn doch.«

»Wer gibt dir denn die Gewähr, daß sie Johnny nicht töten, wenn…«

»Sheila!« schrie Bill seine Frau an. »Sheila, geh hinaus! Verlasse den Raum…«

Bill Conolly knirschte hörbar mit den Zähnen. Er zitterte noch stärker. Ich suchte verzweifelt nach einem Ausweg aus diesem Dilemma. Leider hatte ich am Rücken keine Augen. Ich wußte nicht, wie und wo Bill stand. Aber er brauchte nur falsch zu zucken, und ich war erledigt.

Mein Gott…

Ein Himmelreich für einen Einfall!

Sheila ließ sich nicht beirren. Sie ging weiter. Ihr Blick fraß sich an Bill Conolly fest.
»Deine Frau hat recht, Bill«, sagte ich krächzend, während ich Mühe hatte, die Angst zu unterdrücken. »Sie hat wirklich recht. Du solltest auf sie…«
»Halt deinen Mund, John!« kreischte er. »Verdammt, halt dein widerliches Maul.« Er saugte pfeifend die Luft ein. »Ich schieße, John, verdammt, ich schieße. Ich tu's…!«
Bill Conolly krümmte den Finger, und bevor ich richtig begriff, peitschte der Schuß…

***

Johnny Conolly zitterte vor Angst! Er wußte nicht, wo er sich befand. Man hatte ihn einfach mitgenommen, und jetzt saß er mit gekreuzten Beinen auf einer kreisrunden Steinplatte, die in einer Landschaft stand, die der Kleine noch nie gesehen hatte.
Er sah einen Himmel, der fast schwarz war, sich aber immer bewegte, wobei er ein grünes Glosen ausstrahlte, das sich langsam vortastete und wie ein gewaltiger Schleier nach unten fiel, wobei es den Kleinen einhüllte.
Johnny hockte auf der Platte und rieb sich die Augen. Er war so müde und wollte schlafen, aber er vermißte sein Bett. Er verzog das Gesicht, seine kleinen Hände fuhren tapsig über die glatt polierte Steinplatte, die mit Einschlüssen versehen war und ein Muster zeigte, mit dem er nichts anfangen konnte. Er sah nur, daß sich die Striche in der Mitte des Steines in einem kleinen Kreis trafen, in dem eine schreckliche Fratze gemalt war, die das Gesicht des Teufels zeigte.
Ein dreieckiges Gesicht, an den Seiten breit und unten spitz zulaufend. Der Mund war geöffnet. Ein breites Grinsen verzerrte das Gesicht, und Johnny sah auch die gefährliche Zahnreihe, die den Mund entstellte.
Die Zähne waren hart, sie wirkten wie in den Kiefer hineingeschlagen und glänzten.
Der Junge wußte noch nicht, daß er auf dem Abbild des Teufels hockte, er wollte nur weg.
Bis jetzt sah er das Ganze noch ein wenig als Spiel an. Und wie Kinder nun mal sind, auch Johnny hielt es nicht lange auf einem Platz aus. Er wollte von der Platte runter. Da sie über dem Boden stand und er noch nicht so groß war, kroch er auf allen vieren zum Rand der Platte. Rasch hatte er sein Ziel erreicht und zuckte zurück.
Obwohl nichts zu sehen war, faßte Johnny mit seiner kleinen Hand gegen eine Mauer.
Sie war unsichtbar und hielt den Jungen zurück. Er konnte wirklich nicht von der Platte herunter, da war eine unsichtbare Barriere, die

das verhinderte.

Johnny überlegte. Er zog sich wieder zurück, drehte sich dabei und versuchte es an einer anderen Stelle erneut. Mit dem gleichen Mißerfolg. Auch hier gelang es ihm nicht, die Platte zu verlassen.

Der Kleine schluckte.

Plötzlich wurden seine Augen feucht. Er merkte instinktiv, daß dies kein Spiel mehr war, daß er sich irgendwo befand, wo er einer feindlichen Umwelt gegenüberstand und sich nicht mehr im Schutz seines Elternhauses befand. Johnny war verzweifelt. Was sollte er tun?

Noch einmal unternahm er einen Versuch, kroch in die entgegengesetzte Richtung, und wieder wurde er von der »Wand« aufgehalten. Er kam einfach nicht weg.

Johnny Conolly bewegte sich wieder zur Mitte des kreisrunden Steines hin. Dort hockte er sich nieder und begann zu weinen…

***

Ich hörte den Schuß, rechnete mit dem Einschlag der Kugel und damit, daß mein Lebensfaden von einem Augenblick zum anderen reißen würde. Das geschah nicht.

Dafür vernahm ich Bills Stimme. »Bist du denn wahnsinnig, Sheila? Geh mir aus dem Weg!«

»Nein!«

Jetzt hielt mich nichts mehr. Ich hatte die Überraschung verdaut und federte aus dem Sessel.

Eine Sekunde brauchte ich, um die Szene in mich aufzunehmen.

Sheila kämpfte mit ihrem Mann. Sie bog dessen rechten Arm nach oben, so daß die Mündung der Waffe gegen die Decke zeigte.

Sheila war es also gewesen, die mich im letzten Augenblick vor dem sicheren Tod bewahrt hatte.

Ich flankte über das Vorderteil des Sessels hinweg, wuchtete mich von der Seite her auf die beiden zu. Meine Handkante fiel nach unten und traf Bill Conollys rechte Schulter. Es war ein harter Schlag, aber ich mußte in diesen Augenblicken so handeln.

Wie von selbst öffnete sich die Faust, und die Waffe rutschte Bill aus den Fingern. Mit einem dumpfen Laut landete sie am Boden.

Sofort kickte ich sie weg. Dann nahm ich mir Bill vor. »Zur Seite, Sheila!« Sie gehorchte instinktiv, ich stand vor Bill und sah seinen stieren Blick. Mein Freund hatte den Mund halb geöffnet, sein rechter Arm hing an seinem Körper herab, als würde er gar nicht mehr dazu gehören. Bill zitterte.

»Können wir uns jetzt unterhalten?« fragte ich.

Er schüttelte den Kopf. Dann griff er an. Obwohl er nur einen Arm gebrauchen konnte, riskierte er es. Er wollte mich mit der linken Faust zu Boden dreschen.

Ich unterlief den Schlag, und dann folgte mein Konter. Es war ein Hieb, der ihn durchschüttelte und seinen Kopf in den Nacken riß.

Bill taumelte zurück, seine Knie wurden weich, der Blick seiner Augen glasig, und dann fiel er zusammen, als hätte ihm jemand die Beine unter dem Körper weggerissen.

Quer über der großen Ledercouch blieb er liegen.

Ich rieb mir meine rechte Hand. Die Knöchel schmerzten, so hart hatte ich zugeschlagen. Sogar die Haut war an einigen Stellen abgeschürft. Oben im Schultergelenk spürte ich ein schmerzhaftes Ziehen. Aber ich lebte, und das allein zählte. Obwohl ich dies allein Sheila zu verdanken hatte, Bills Frau.

Ich steckte die Luger ein und ging dann auf Sheila zu.

Sie stand vor dem Tisch und sah aus, als würde sie jeden Moment umkippen. Ihr Gesicht war nur eine wächserne Maske.

Sie bebte am gesamten Körper, und auf ihren Wangen tanzten hektische rote Flecken.

Behutsam legte ich einen Arm um ihre Schultern. Als sie die Berührung spürte, sah sie mich an und erwachte wie aus einem tiefen Schlaf. »John!« flüsterte sie.

»Danke, Sheila«, sagte ich und konnte nicht vermeiden, daß meine Stimme kratzte.

»Was – was hast du mit Bill gemacht?«

»Er schläft und wird bald wieder voll da sein. Nur eine Beule bleibt zurück.«

»Er – er wollte dich töten?«

»Ja, Sheila.«

»Mein Gott.« Sheila preßte ihre Hände vor das Gesicht und begann zu schluchzen. »Er wollte dich umbringen, dich, seinen besten Freund. Ich habe gesehen, wie sein Finger – ich konnte es nicht zulassen. Er durfte nicht zum Mörder werden. Ich habe seinen Arm zur Seite geschlagen, John.«

»Ich weiß«, sagte ich leise. »Und ich möchte dir dafür danken.«

Behutsam führte ich Sheila auf den Sessel zu, in dem ich gesessen hatte und der beinahe zu einem Todesstuhl für mich geworden wäre.

Wie eine Puppe blieb sie im Sessel sitzen, legte ihre Hände in den Schoß und starrte ins Leere.

Sheila hatte eine Hölle hinter sich, und sie würde noch eine Hölle vor sich haben.

Ich wußte, wo die Getränke standen, und schenkte Sheila einen Cognac ein. »Bitte, trink.«

Sie nahm das Glas in beide Hände und leerte es fast auf einen Zug. Dabei holte sie tief Atem, die Flüssigkeit rann wie Feuer durch ihre Kehle, aber sie belebte Sheila auch. Langsam kehrte Farbe in ihr Gesicht zurück.

Ich nahm das Glas aus ihren Händen und stellte es weg. Dabei fiel mein Blick auf die Wand. Dicht über einem Bild sah ich das Einschußloch. Dort hatte die von Bill abgefeuerte Kugel die Tapete zerrissen und eine fingertiefe Schramme hinterlassen. Ich schaute nach Bill. Seine Haltung hatte sich noch nicht verändert. Nach wie vor lag er schräg über der Couch, das Gesicht im Lederpolster vergraben. Ich berührte ihn an der Schulter.

Bill regte sich nicht. Ich hatte ziemlich hart zugeschlagen. Es war durchaus möglich, daß er noch eine Stunde in seiner Bewußtlosigkeit dalag. Beide Hände legte ich unter seine Achseln und hievte ihn auf den Rücken.

Sein Gesicht war blaß, die Wangen eingefallen, tiefe Ringe lagen unter den geschlossenen Augen. Ich hob seine Beine an und legte sie ebenfalls auf die Couch.

Dann ging ich in die Küche, fand ein Tuch und näßte es durch.

Damit kehrte ich in den Wohnraum zurück. Sheila hatte ihren Platz gewechselt. Sie kniete jetzt neben der Couch und berührte mit beiden Händen Bills Wangen, während sie auf ihn einredete.

»Laß mich mal«, sagte ich und schob Sheila ein wenig zur Seite.

Mit dem feuchten Tuch mußte es klappen. Ich legte es Bill auf die Stirn und tätschelte gleichzeitig seine Wangen. So hoffte ich, ihn aus der Bewußtlosigkeit zu holen.

Zuerst hatte ich keinen Erfolg. Bill dachte nicht daran, aus der Bewußtlosigkeit zu erwachen. Nur die Beule an seinem Kinn wurde immer dicker.

Schließlich öffnete er doch die Augen.

Es geht wohl jedem so. Wenn er aus der Bewußtlosigkeit erwacht, schaut er erst einmal dumm aus der Wäsche. Bei Bill war es nicht anders. Er erkannte uns gar nicht.

»He, alter Junge, wir sind es.«

Bill stöhnte.

Sheila stieß mich an. »Willst du ihm etwas sagen? Ich meine, daß er dich – also…«

»Keine Angst«, beruhigte ich sie. »Ich mache ihm keine Vorwürfe. Er wird sie sich selber machen, wenn er zu sich kommt und die Erinnerung wieder da ist.«

Sheila nickte.

»Aber du kannst einen Whisky holen.«

Das tat sie auch. Bills Mund stand halb offen. Behutsam flößte ich ihm einige Tropfen ein. Automatisch begann er zu schlucken, und nach einigen Sekunden hustete er.

»John, verdammt. Oh – du hast…« Er keuchte. »Du hast einen Schlag wie ein Ochse.«

Ich setzte mich zurück und grinste. »Das schien mir auch nötig zu

sein, mein Lieber.«
»Wieso?«
»Denk mal nach.«
Bill hatte noch einen glasigen Blick. Wenn er sich zu heftig bewegte, verzog er das Gesicht. »Und was hast du mit meinem Arm gemacht?«
»Der kommt wieder in Ordnung.«
»Hoffentlich.«
Ich gab ihm auch den Rest des Whiskys. Bill trank ihn, doch plötzlich ließ er das Glas fallen. »Johnny!« rief er. »Verdammt, wo ist Johnny?«
Sheila und ich blickten ihn stumm an.
Bill stöhnte auf. »Dann – dann habt ihr es nicht geschafft?«
»Nein.«
»Aber ich – o Gott, John, was war ich für ein Idiot. Wollte ich dich tatsächlich…?«
Ich nickte.
Bill wurde noch blasser. Plötzlich konnte er mir nicht mehr in die Augen sehen. Er blickte zu Boden, ich sah, wie er schluckte und Mühe hatte, seine Beherrschung zu bewahren. Ihm fehlten jetzt einfach die Worte, und ich hatte großes Verständnis. Wir ließen ihn in Ruhe. Nach einer Weile meinte er: »Daß du noch da bist, sagt mir, daß…«
»Bedanke dich bei Sheila. Sie hat deinen Arm zur Seite geschlagen, sonst läge ich hier wirklich mit einem Loch im Kopf auf dem Teppich.«
»Wie kann man nur so reagieren. Ich – ich muß einen völligen Blackout gehabt haben.«
»Irgendwie verstehe ich dich sogar. Es ging um Johnny.«
»Ja.«
Mehr sagte Bill nicht. Aber in diesem einen Wort lag alles, was er an Gefühlen auszudrücken vermochte. Depression, Angst und auch Aufgabe.
Sein Blick war leer, die Hände zitterten. Bill Conolly war ein gebrochener Mann.
Und das konnten wir nicht brauchen. Denn im Gegensatz zu Bill Conolly hatte ich den kleinen Johnny keinesfalls aufgegeben. Ich suchte nach einer Möglichkeit, wie wir ihn befreien konnten. Die Bedingungen waren klar. Destero gab Johnny erst frei, wenn ich tot war. »Hat Destero irgend etwas gesagt, wie er sich die Sache weiter vorstellt?« fragte ich.
Bill schüttelte den Kopf. »Nein, er will dich nur tot sehen. Ich nehme an, daß er sich dann meldet.«
Ja, das glaubte ich auch. Und ich dachte verzweifelt über eine Lösung nach, aber mir fiel keine ein. Bill brauchte ja nicht nur zu sagen, daß er mich umgebracht hatte, nein, er brauchte Beweise, einen toten John Sinclair.
Andererseits konnte ich es nicht zulassen, daß Johnny weiterhin in

den Klauen der Dämonen blieb. Ich mußte eine Lösung finden.
»Ich darf mal anrufen?«
Sheila und Bill nickten. Sheila hatte sich neben ihren Mann gesetzt. Ich wählte Sukos Telefonnummer. Seine Stimme klang nicht gerade frisch, doch als er hörte, wer ihn sprechen wollte, war er sofort voll da. »Was ist geschehen, John?«
»Ich bin bei den Conollys. Destero hat wieder zugeschlagen. Diesmal schlimmer als zuvor.« Danach berichtete ich, was geschehen war. Nur daß Bill mich hatte umbringen wollen, verschwieg ich. Ich würde es keinem sagen, das war eine Sache, die nur Sheila, Bill und mich etwas anging.
Der Chinese wußte auch keinen Rat. Er war so geschockt, daß er kaum einen normalen Satz hervorbrachte. Es wäre zuviel verlangt gewesen, von ihm die Lösung zu erwarten. »Soll ich vorbeikommen?« fragte er.
»Nein. Ich wollte dir nur Bescheid sagen, damit du dich darauf einstellen kannst.«
»Was hast du vor?«
»Ich suche nach einer Lösung und werde auch Sir James einschalten. Ich rufe ihn sofort an.« Das tat ich auch. Bei Sir James Powell hatte ich keine Gewissensbisse, ihn aus dem Bett zu holen. Nicht ein Wort des Vorwurfs hörte ich. Sir James war sofort ganz Ohr. Auch er zeigte sich geschockt, als er von der furchtbaren Tat vernahm.
Natürlich sicherte er mir jede Unterstützung zu, und auch er fragte nach meinen Plänen.
»Tut mir leid, Sir, aber ich weiß nicht, wie ich reagieren soll.«
»Dann lassen Sie sich auf jeden Fall etwas einfallen. Ich bin in einer Stunde in meinem Büro zu erreichen.«
»Danke.«
Ich legte auf, und die Ratlosigkeit stand auf meinem Gesicht geschrieben. Selten in meinem Leben hatte ich mich so schlecht gefühlt. Und auch so hilflos. Wir kannten unsere Gegner, aber wir durften nicht eingreifen, weil uns die Hände gebunden waren. Von Bill konnte ich keine Lösung des Problems erwarten. Seine Gedanken drehten sich um etwas ganz anderes. Er zitterte um seinen Jungen, war nervlich fertig, am Ende. Zudem drückte ihn noch die Belastung, daß er mich, seinen besten Freund, hatte umbringen wollen. Ich gab ihm die Luger wieder.
Bill sah mich aus großen Augen an. »Du vertraust mir, John?«
»Warum nicht?«
»Aber ich könnte doch jetzt die Waffe nehmen und dich damit erschießen.«
Ich nickte. »Sicher, das könntest du. Aber würdest du es auch wirklich tun?«

Da senkte Bill den Kopf und schwieg. Er blickte auf die Luger, gab sich einen Ruck und steckte die Pistole weg. »Nein, John, ich würde es nie mehr tun.«

Ich lächelte. »Das war mir klar.«

Bill stand auf und reichte mir die Hand. Wir schauten uns in die Augen. Worte waren in diesem Fall überflüssig. Ich verstand den Reporter auch so.

Unser Händedruck war kräftig. Er besiegelte eine Freundschaft.

Wir wußten, daß wir uns wieder aufeinander verlassen konnten.

Sheila erschien. Beide sahen wir das Lächeln auf ihrem Gesicht.

Das erste, nach all den schrecklichen Minuten der Qual.

Ein paar Minuten verstrichen, in denen jeder seinen Gedanken nachhing.

Auch ich zermarterte mir den Kopf, doch es wollte mir einfach keine Lösung des Problems einfallen.

Dann war es Sheila Conolly, die Bill und mich aus unseren Gedanken riß.

»Ich glaube, John, ich habe die Lösung«, sagte sie schlicht.

***

Beide fuhren wir herum und schauten Sheila an. Zuerst waren wir sprachlos, bis Bill sagte: »Du – du hast was?«

»Einen Lösungsversuch.«

»Raus damit, Sheila. Bitte…«

»Nicht so hastig«, wehrte die blondhaarige Frau ab. »Es ist nur eine Blitzidee gewesen.«

»Besser als nichts«, sagte ich schnell.

Sheila sah mich an. Sie war in diesen Augenblicken wirklich über sich selbst hinausgewachsen. »Die Hauptrolle in meinem Lösungsvorschlag spielst du, John. Destero will deine Leiche sehen, das kann er auch. Wir präsentieren ihm deine Leiche.«

»Also doch töten?«

»Nein, John, so meine ich das nicht. Er bekommt eine Leiche präsentiert, aber du bist es nicht.«

»Moment mal«, sagte ich. »Laß mich nachdenken.«

Und Bill meinte: »Das geht nicht.«

Ich wanderte im Raum auf und ab. »Ich weiß genau, worauf deine Frau hinaus will, Bill. Sie möchte Destero täuschen. Sie will ihm eine Leiche präsentieren, die zwar so aussieht wie ich, es aber nicht ist. Oder?«

»Genau, John.«

»Ein Bluff!« keuchte Bill. Sheila und ich nickten.

»Ob Destero darauf reinfallt?« fragte der Reporter skeptisch.

»Weißt du eine bessere Lösung?«

Bill schüttelte den Kopf. »Nein, Sheila, die weiß ich auch nicht. Es tut mir leid.«
Ich dachte schon weiter und murmelte: »Wir könnten eine Wachsfigur nehmen. Sie von unseren Maskenbildnern so zurechtmachen lassen, daß dieser Tote wie ein echter wirkt.«
»Und wir werden John Sinclair begraben«, sagte Sheila.
»Wie?«
Bill schaute seine Frau erstaunt an. »Wir führen ein Begräbnis durch. Wir machen den Bluff entweder ganz oder gar nicht.«
»Dazu wird es bestimmt nicht kommen. Destero durchschaut das Spiel sofort.«
»Das müßte man abwarten«, hielt ich entgegen.
»Und Johnny?« fragte Bill. »Ist euch eigentlich klar, in welch eine Gefahr wir den Kleinen bringen?«
Ich schüttelte den Kopf. »Nein, Bill. Johnny steckt bereits in einer ungeheuren Gefahr. Es kann meines Erachtens nicht schlimmer für ihn werden. Wichtig ist, daß Destero den Bluff schluckt und du deinen Sohn zurück erhältst.«
»Mir ist nicht wohl bei der Sache«, stöhnte der Reporter.
Ich war auf dem Weg zum Telefon und blieb jetzt stehen. »Noch kannst du es dir überlegen, Bill. Wir können den Plan auch abblasen, dann…«
»Nein, John. Ich stimme zu.«
Ich nickte und wählte die Nummer meines Chefs. Es war noch keine Stunde vergangen, und ich erwischte Sir James Powell zu Hause. »Haben Sie inzwischen einen Plan?« fragte er sofort.
Ich bejahte und berichtete. Danach war es erst einmal still. Man konnte die Gedanken des Superintendenten förmlich hören, so sehr arbeitete es in seinen Gehirnwindungen.
»Und Sie haben es sich genau überlegt?« erkundigte er sich zum Schluß.
»Was heißt überlegt, Sir. Selbstverständlich haben wir uns Gedanken gemacht, aber Sie wissen selbst, wie schwer es ist, eine Lösung zu finden. Unser Einfall schien mir der beste zu sein. Wir haben nicht viel Zeit, die Maßnahmen erst von einem Computer auf Erfolgsaussichten durchrechnen zu lassen. Wir müssen handeln, Sir.«
»Das sehe ich ein. Veranlassen Sie alles, was nötig ist, John. Wie gesagt, bei mir haben Sie Rückendeckung. Ich bete darum, daß wir den Kleinen retten können.«
»Ich auch, Sir, ich auch…«

***

Der große Leichenwagen rollte sanft über die Straßen. In den Morgenstunden war es noch kälter geworden, die Temperatur sank so

tief, daß fast der Atem vor den Lippen zu Eis gefror. Die Straßen waren spiegelglatte Flächen, und der Fahrer bewegte den schweren schwarzen Wagen so vorsichtig, als bestünde seine Ladung aus Nitroglyzerin.

Mit zwei Leuten war das Fahrerhaus besetzt. Beide kannten sich in der Gegend nicht so gut aus. Der Beifahrer mußte erst ein paarmal den Stadtplan zur Hilfe nehmen, um sich zurechtzufinden.

»Nächste links, dann wieder rechts«, sagte er.

»Und dann?«

»Sind wir da.«

»Okay, Jim, du bist der Bessere.«

Die beiden Männer waren Scotland-Yard-Beamte. Sie trugen die Kluft der Angestellten eines Beerdigungsinstitutes. Dunkle Rollkragenpullover, graue Kittel und schwarze Hosen. Alles mußte seine Richtigkeit haben. Von dem Auftrag waren sie überrascht worden. Man hatte sie vergattert und ihnen das Versprechen abgenommen, daß niemand etwas von ihrem Job erfahren dürfe. Dabei sollten sie nur einen Sarg zu einer bestimmten Adresse bringen.

Doch etwas war anders als bei einer normalen Fuhre. Der Sarg war besetzt. Ein Mann lag darin – ein Lebender. Da der Deckel nicht ganz zugefallen war und spaltbreit offenstand, bekam der Mann in seiner makabren Liegestatt genügend Luft. Trotzdem fluchte er das Blaue vom Himmel herunter. Schließlich hatte man ihn mitten in der Nacht aus dem Bett geholt, in einen Sarg gesteckt und dazu noch eine Wachspuppe in die Totenkiste gelegt, die auf ihm lag und langsam lästig wurde. Auch Ron Garret, der Maskenbildner, wußte nicht, was los war. Er war nur zu strengstem Stillschweigen verpflichtet worden und fertig. Ron hoffte nur, daß die Fahrt bald ein Ende hatte. In der Tat hatten die beiden Männer ihr Ziel erreicht. Sie stoppten vor dem eisernen Tor, hinter dem der in Schlangenlinien zum Haus führende Weg begann.

Der Beifahrer stieg aus, achtete nicht mehr auf das Glatteis und wäre fast gefallen. Im letzten Augenblick fand er am Dach des Leichenwagens Halt.

Sein Fluch stammte aus der tiefsten Seemannskiste. Als er schellte, ertönte augenblicklich die Stimme aus der Sprechanlage.

»Wer ist da?«

»Der Leichenwagen.«

»Moment, ich öffne.«

Tatsächlich schwang das Tor zurück. Der weitere Weg war gestreut worden, so daß der Wagen auch die kleinen Steigungen nehmen konnte, wo er sonst sicherlich abgerutscht oder mit durchdrehenden Reifen stehengeblieben wäre. Ron Garret wurde in seinem Sarg noch ein paarmal hin und hergeschaukelt. Schließlich stoppte der Wagen,

und die hintere Klappe wurde geöffnet. »Bald kommst du raus, Ronny.«

»Halten Sie den Mund«, sagte da eine andere Stimme scharf. Das war Bill Conolly. Ihn hatte es nicht mehr im Haus gehalten. Er wollte zusehen, wie die beiden Männer den Sarg in den Bungalow trugen.

»Wieso, Mister…?«

»Das hier ist kein Spaß, verdammt!« zischte Bill. »Auch wenn es Ihnen so vorkommen mag.«

»Schon gut. Regen Sie sich ab«, sagte Jim.

Gemeinsam mit seinem Kollegen hievten sie den schweren Sarg von der Fläche. Bill Conolly wies ihnen den Weg ins Haus, wo Sheila und ich bereits auf die Männer warteten. In Bills Arbeitszimmer stellten sie den Sarg ab. Sofort wurde der Deckel in die Höhe gedrückt. Mit hochrotem Gesicht erschien Ron Garret, der Maskenbildner. Sein Toupet war verrutscht, die blanke Kopfhaut leuchtete.

Unter anderen Umständen hätten wir gelacht, heute jedoch nicht.

Garret zog sich sein Toupet zurecht. Dabei fiel sein Blick auf mich.

»Das ist doch bestimmt deine Idee gewesen, John?«

»Fast.«

Wir kannten uns schon lange. Ron gehörte praktisch zum Inventar des Hauses.

Die beiden Leichenträger kannte ich auch. Ich nahm sie mir noch einmal vor.

»Was Sie hier getan haben, vergessen Sie sofort wieder«, erklärte ich ihnen eindringlich. »Behandeln Sie das so wie ein Staatsgeheimnis.«

Die Kollegen wollten erst grinsen, doch als sie mein ernstes Gesicht sahen, verging ihnen die Reaktion. Sie nickten synchron.

»Sollen wir warten?«

»Nein, Sie können fahren.«

»Okay, Oberinspektor.«

Die Leichenträger verschwanden wieder, und ich wandte mich Ron Garret zu.

Der Maskenbildner hatte sich wieder gefangen. Er war einer der dünnsten Menschen, die ich kannte. Er gehörte zu den Leuten, die sich hinter einem Laternenpfahl ausziehen konnten. Er trug einen Pullover, eine enge Cordhose und rauchte Kette. Auch jetzt qualmte eine Zigarette zwischen seinen langen, nikotingelben Fingern.

Nichtsdestotrotz war er auf seinem Gebiet ein absoluter Könner.

Der brachte es fertig und machte aus einer Oma ein junges Mädchen.

Ich hatte mich umgezogen und trug Sachen von Bill, die mir leidlich paßten.

»Wenn ich mir die Sache so ansehe, dann soll ich sicherlich aus der Wachspuppe einen gewissen John Sinclair machen, oder nicht?«

»Ja, du bist Klasse, Ronny.«

Ronny strich über sein Toupet. Lob hörte er gern. »Nun ja«, sagte er und schnippte Asche auf den Sargdeckel. »Dann wollen wir uns mal an die Arbeit machen.«

Seine Utensilien hatte er mitgebracht. Sie lagen ebenfalls im Sarginnern.

Garret packte seinen Kasten aus und wies mich an, in einem Sessel Platz zu nehmen. Dann verzog er das Gesicht. »Was ist?« fragte ich.

»Die beiden stören mich. Ich bin schließlich ein sensibler Künstler.«

Ich gab Sheila und Bill einen Wink, das Zimmer zu verlassen. Bill wollte etwas sagen, verstummte jedoch, als er meinen fordernden Blick sah.

Ron Garret war eben etwas eigen. Man kannte seine Marotten, ließ sie ihm auch, denn er war ein As. Die Puppe legte er auf Bills Schreibtisch, nachdem die Platte zuvor mit einem Tuch abgedeckt worden war. Dann machte er sich an die Arbeit. Aus seinem Koffer holte er allerlei Salben und Farben, schmierte die Wachspuppe damit ein, griff zu Pinsel, Stift und kleinem Federmesser und arbeitete konzentriert. Ich saß still im Sessel und hing meinen Gedanken nach. Nach wie vor zitterten wir. Würde Destero den großen Bluff schlucken? Das allein war die große Frage. Wir beteten, daß er darauf hereinfiel, denn sonst sah ich für den kleinen Johnny keine Chance mehr. Destero würde ihn umbringen, er kannte da keine Gnade. Wir hatten ausgemacht, daß ich mich im Keller der Conollys versteckte und erst wieder in Erscheinung trat, wenn Destero Bedingungen gestellt hatte.

Dreißig Minuten vergingen. Da der Maskenbildner ununterbrochen qualmte, lag eine dichte Nebelwolke im Raum. Hin und wieder sprach er auch. Zumeist beschwerte er sich, daß er in einen Sarg gelegt worden war. »Es ging nicht anders«, sagte ich.

»Ihr nehmt aber auch überhaupt keine Rücksicht auf einen sensiblen Menschen.«

»Es sind besondere Umstände eingetreten. Das Leben eines Kindes hängt von deiner Arbeit ab.«

Ron Garret unterbrach seine Tätigkeit. »Wirklich?« hakte er nach.

»Oder sagst du das nur so?«

»Nein, Ronny.«

»Dann will ich mich nicht beschweren«, sagte er. Er hatte ungeheuer geschickte Hände. Und er schaffte es tatsächlich, aus der Wachspuppe ein Ebenbild von mir zu machen. Er hätte wirklich als freier Künstler mehr Geld verdienen können als bei uns, aber er ging vom Yard nicht weg. Was ihn hielt, wußte ich auch nicht.

»Und nun noch die Perücke«, sagte er. Er nahm sie, und wieder wunderte ich mich.

Das Haar hatte dieselbe Farbe wie meins. Er setzte die Perücke auf

den nackten Kopf, nahm einen Kamm und kämmte das Haar durch. Jetzt brauchte er mich nur noch anzuziehen. Dabei half ich ihm.

Fünf Minuten später stand dort ein fertig nachgebauter John Sinclair. Auch die Größe stimmte. Ich rief die beiden Conollys.

Als sie das Zimmer betraten, blieben sie überrascht auf der Schwelle stehen und staunten.

Ronny lächelte. »Ja, es war gar nicht so einfach, aber ich habe es gepackt.«

Bill nickte. »So langsam glaube ich auch, daß die Idee meiner Frau nicht schlecht war.«

»Hast du deine Waffe mit?« fragte ich.

»Wieso?«

Ich lächelte Bill an. »Dieser Sinclair ist zwar schön, aber wir müssen ihm doch ein Einschlußloch in seinen Schädel verpassen.«

»Du willst das Werk zerstören?« rief Ron Garret.

»Leider.«

»Und ich habe mir solche Mühe gegeben, aber Undank ist der Welten Lohn, das habe ich ja gleich gesagt.«

Ich kümmerte mich nicht um den Maskenbildner und streckte meinen Arm aus. »Gib mir die Luger, Bill. Oder willst du selbst schießen?«

»Nein, um Himmels willen.« Er zog die Waffe aus dem Hosenbund und reichte sie mir.

Ich nahm ein Kissen, hielt es vor den Lauf, damit der Schall gedämpft wurde, zielte und feuerte.

Das Geschoß hieb durch das Kissen und klatschte gegen den Wachsschädel, wo er eine fingertiefe »Wunde« hinterließ. Sie befand sich direkt hinter dem linken Ohr. Während Garret jammerte, sagte ich nur: »Gib mir ein wenig Blut, Ronny.«

So etwas führte er auch mit sich. »Aber laß es mich machen«, flüsterte er mit erstickt klingender Stimme. Er träufelte ein wenig von der Flüssigkeit in die Wunde, die dem normalen Menschenblut täuschend ähnlich sah. Einen Unterschied konnte man wirklich nicht feststellen. Ein feiner Faden rann noch an dem Wachsschädel entlang und fing sich am Beginn des Halses in einem dicken Tropfen. Der nachgemachte John Sinclair sah wirklich makaber aus.

Der Meinung waren auch Sheila und Bill. Hoffentlich würde Destero den Bluff auch schlucken! Ich zitterte innerlich, und es war schwer, meine Nerven unter Kontrolle zu bekommen.

»Was geschieht jetzt mit ihm?« wollte der Maskenbildner wissen.

»Wir legen ihn in den Sarg.«

»Auch das noch.« Theatralisch rang er die Hände und drehte sich einmal im Kreis.

Die Totenkiste schleppten Bill und ich herbei. Der Sarg war wirklich

schwer, und wir hatten zu schleppen. Schließlich stand er im Arbeitszimmer.

»Ich würde ja auch noch Kerzen aufstellen«, schlug Ron Garret vor.

»Darauf verzichten wir«, erwiderte ich.

Ich faßte die Puppe an den Schultern, und Bill packte sie an den Füßen an. Dann legten wir »mich« in den Sarg. Sheila konnte den so täuschend echten Anblick nicht ertragen und wandte sich ab.

Ich blieb am Fußende stehen und schaute mich an. Es war schon komisch, und das makabre Gefühl durchströmte auch mich. Erinnerungen wurden wach. Man hatte mich mal lebendig begraben. So kam es mir jetzt vor. »Begeistert siehst du nicht aus«, meinte Bill.

Ich hob die Schultern. »Wer ist das schon beim Anblick seiner eigenen Leiche.«

»Da hast du recht.«

»Dann wäre meine Arbeit ja wohl getan«, meinte Ron Garret.

»Und ich kann gehen.«

»Noch nicht, mein Lieber«, sagte ich.

»Wieso?«

»Du mußt noch einige Stunden hierbleiben. Wir werden dich irgendwann heimlich aus dem Haus schaffen. Das ist alles mit Sir James Powell abgesprochen worden.«

»Also…« Er holte tief Luft und öffnete den Mund.

»Reg dich ab. Mrs. Conolly wird dir sicherlich ein gutes Frühstück bereiten.« Ich kniff Sheila ein Auge zu.

»Natürlich, Mr. Garret, kommen Sie.«

Die beiden verschwanden in der Küche.

»Der ist aber auch nicht ganz echt«, meinte Bill.

Ich grinste. »Nee, aber kochen kann er gut. Er wird sich mit Sheila ausgezeichnet verstehen und sie bestimmt ein wenig von ihren Sorgen ablenken.«

»Das hoffe ich. Und du, John?«

Ich nahm die Beretta ab und auch das Kreuz. Erst dann gab ich eine Antwort. »Ich verstecke mich bei dir im Haus. Damit es echter aussieht, habe ich Kreuz und Beretta abgelegt.«

Bill nickte. »Wir haben unter der Kellertreppe ein Verlies. Damit müßtest du dich zufrieden geben.«

Ich war einverstanden, und der Reporter führte mich hin. Er schloß eine kleine Holztür auf. Ich leuchtete mit der Bleistiftlampe in das Versteck.

Es war wirklich winzig, aber es reichte aus. Ansprüche konnte ich nicht stellen.

Wir reichten uns noch einmal die Hände.

Bill meinte: »Und die Sache ist vergessen?«

»Ja. Bill. Wir reden nicht mehr darüber.«

Der Reporter wußte, daß ich mein Wort noch nie gebrochen hatte.

***

Johnny Conolly hockte noch immer auf der runden Platte. Er hatte mehrere Male versucht, von diesem dämonischen Altar herunterzusteigen, es war ihm nie gelungen. Immer wieder war er von der unsichtbaren Barriere aufgehalten worden.

Die Luft um ihn herum blieb nicht ruhig. Sie wallte auf und nieder, dabei wurde sie zu einem zähflüssigen Nebel, aus dem sich langsam Gestalten schälten.

Schreckliche Geschöpfe, die an Grausamkeit und Abnormität nicht zu überbieten waren.

Johnny sah schlangenköpfige Monstren, schleimige Ghouls, Vampire mit mehreren Köpfen, Werwölfe, Skelette, Gerippe und riesige Würmer, die Menschenarme hatten. Er sah sie, und er bemerkte, wie sie nach ihm griffen, doch auch für sie gab es die unsichtbare Wand. Jeder Angriff prallte ab.

Johnny Conolly schien auf einer Insel inmitten des Dämonenreiches zu sitzen.

Da die Monster in ihrer geballten Kraft und Masse auftraten, verloren sie allmählich den Schrecken. Johnny nahm sie zwar wahr, aber er blickte hindurch. Seine Gedanken drehten sich um etwas völlig anderes. Er dachte an seine Eltern, an das Spielzeug, das schöne Haus, und er flüchtete in seine Träume. Manchmal sprach er auch die Namen seiner Eltern aus, dann rief er nach dem Vater und der Mutter, doch eine Antwort erhielt er nicht. Und das stimmte ihn so traurig.

Er hockte auf der runden Platte, wartete und hoffte darauf, daß bald sein Daddy oder seine Mummy erschien, um ihn zurückzuholen.

Doch die waren weit weg. Viel zu weit…

***

Für uns alle begann nun das große Warten. Während Sheila in der Küche ein erstes Frühstück vorbereitete und dabei mit dem Maskenbildner über die Vorzüge des Essens sprach, wobei sie von ihren eigentlichen Sorgen abgelenkt wurde, hockte ihr Mann Bill in dem großen Wohnraum und wartete auf Destero. Draußen wurde es langsam hell. Fast schüchtern kroch das erste Grau im Osten über den Horizont und vertrieb die langen Schatten der Nacht. Bill hatte sich einen starken Mokka kochen lassen, die Tasse neben sich auf den Tisch gestellt und blickte aus dem Fenster in den Garten, wo es heller wurde. Die Bäume und Sträucher waren mit einer dicken Eiskruste überzogen. Sie sahen aus, als hätte man sie mit einer Schicht aus Puderzucker bestäubt.

Bill fühlte trotz des Kaffees die Müdigkeit, und dann konnte er die Augen nicht mehr aufhalten. Der Reporter schlief ein.

Er schreckte auf, als Sheila ihn anstieß und ihm das Frühstück brachte. Eier, Kaffee, Orangensaft, Schinken, Butter und Toast. »Ich habe keinen Hunger«, sagte Bill.

»Du mußt etwas essen.«

»Wo ist der Maskenbildner?«

Sheila stellte das Tablett ab. »Ich habe ihn in eines der Gästezimmer geschickt, dort ist er am besten aufgehoben«, erwiderte sie.

»Er hat sich hingelegt.«

Bill nickte. »Das ist gut. Destero braucht ihn nicht zu sehen, wenn er kommt.«

»Glaubst du denn daran?«

»Sicher.«

»Ich nicht.«

Bill stand auf und nahm seine Frau in die Arme. »Du mußt den Mut nicht sinken lassen. Wir schaffen es, Sheila. Wir kommen hier raus, das verspreche ich dir.«

»Ich weiß nicht so recht«, flüsterte die blondhaarige Frau und preßte sich enger an ihren Mann. Sheila hatte sich umgezogen und trug einen dicken Pullover und eine Cordhose. Beides farblich aufeinander abgestimmt. Sie löste sich aus Bills Griff und deutete auf das Tablett. »Du mußt was essen, Bill.«

»Ich werde es versuchen.«

Während Bill den Orangensaft trank, schob Sheila das große Fenster auf. Frische Luft strömte in den Raum und vertrieb die dicken Rauchschwaden. Auch Bill atmete tief die frische Luft ein. Er stand sogar auf und schaute auf die große Terrasse. Eine glitzernde Eisschicht lag auf den Fliesen.

»Es wird Zeit, daß es wärmer wird«, murmelte Sheila. »Sollte alles gut ausgehen, werde ich den Frühling doppelt genießen. Aber wahrscheinlich haben wir…«

»Sprich jetzt nicht weiter.«

»Du setzt viel Hoffnung in den Bluff, oder?«

»Alles, Darling.«

»Dann wünsche ich uns nur, daß alles klappt. Manchmal habe ich eine furchtbare Angst.«

»Destero muß sich melden.«

»Ja, sicher.« Sheila ging wieder und begann ebenfalls zu essen.

Die beiden Menschen sahen übernächtigt aus. Bill hatte sich nicht rasiert, die Erschöpfung war in seinem Gesicht zu lesen. Dunkle Bartschatten bedeckten seine Wangen, die Ringe unter den Augen hatten sich noch tiefer in die Haut gegraben. Er aß und trank, aber er hatte keinen Genuß. Er tat alles automatisch. Immer wieder blickte er zum Fenster. Bill nahm an, daß Destero durch den Garten kommen würde. Alles blieb ruhig. Nur der Tag schritt immer weiter fort. Er

hatte nicht nur Helligkeit mitgebracht, sondern auch leichten Nebel, der durch den Garten kroch und wie ein Gespenst die Büsche und Bäume umklammerte.

Sheila hatte sich etwas frisch gemacht und auf die blassen Wangen ein wenig Rouge gelegt. »Willst du nicht duschen?« fragte sie Bill.

Der schüttelte den Kopf. »Ich kann es nicht riskieren. Schließlich erscheint Destero, wenn ich unter der Brause stehe.«

»Möglich.«

Bill schob den Teller zur Seite und griff wieder zur Zigarette. Es war seltsam still im Haus. Es fehlte das helle Kinderlachen, das Rufen nach Daddy und Mummy und das kleine Chaos, das Johnny immer veranstaltete, wenn er mit seinen Problemen nicht weiterwußte.

Sheila und Bill saßen sich schweigend gegenüber. Jeder dachte wohl das gleiche, aber niemand wagte es, seine Gedanken auszusprechen. »Ich räume dann ab«, sagte Sheila.

Bill stellte Teller und Tassen auf das Tablett, und Sheila trug es in die Küche.

Allein blieb der Reporter zurück.

Minuten vergingen, in denen er seinen schweren Gedanken nachhing. Und plötzlich war es ihm, als wäre er nicht mehr allein.

Eine Gänsehaut kroch von seinem Nacken herüber den Rücken und ließ ihn frösteln. Langsam drehte sich Bill Conolly um.

Da stand er – Destero, der Dämonenhenker!

***

Er war allein.

Keine Spur von Johnny. Bill gab es einen schmerzhaften Stich in der Brust, als er dies feststellte. Für zwei Sekunden schloß er die Augen. Sein Herzschlag hatte sich beschleunigt. Die Enttäuschung war ihm deutlich anzumerken. Der Dämonenhenker sah aus wie immer. Dunkelrote Kapuze, nackter Oberkörper, Stiefel, das Schwert in der Scheide. Hinter der Maske glitzerten seine Augen.

Sie füllten die Schlitze völlig aus. Bill kam dieser Blick metallen vor, nicht echt, so kalt, grausam und brutal.

Der Reporter mußte sich beherrschen, um nicht aufzuspringen und ihm das Tuch vom Schädel zu reißen. Um Desteros Körper herum flimmerte die Luft. Langsam erlosch das Flimmern, und Bill Conolly sah die Gestalt des Henkers klar und deutlich vor sich.

Viele Fragen quälten ihn plötzlich, aber er brachte es nicht fertig, auch nur eine zu stellen. Wie zugeschnürt war auf einmal seine Kehle. Bill mußte sich erst freiräuspern. Er blickte an Destero vorbei und sah Sheila im Türausschnitt auftauchen. Bill warf ihr einen warnenden Blick zu, den Sheila verstand. Sie zog sich zurück. »Hast du es getan?« fragte Destero.

»Wo ist mein Sohn?« Bill wunderte sich plötzlich, daß er doch reden konnte.
»Ich habe dich zuerst etwas gefragt!«
»Ja, ich habe es getan!«
Ein grollendes Lachen drang unter der Kapuze hervor. »Wo ist die Leiche? Ich will sie sehen.«
»Erst möchte ich meinen Sohn haben.«
»Hier stelle ich die Bedingungen!«
»Dann hast du dich nicht an die Abmachungen gehalten, Destero!« schrie der Reporter. »Ich aber habe meinen besten Freund umgebracht, habe dir vertraut, aber du spielst falsch.«
»Zeige mir die Leiche!«
Der Dämonenhenker ließ sich auf keine Diskussion ein. Bill stellte fest, daß er am kürzeren Hebel saß und sich leider fügen mußte. Destero wollte es so. Der Reporter stand auf.
»Aber keine Tricks!« warnte Destero und ließ seine behandschuhte Hand auf den Schwertgriff klatschen. Der Ring mit dem Abbild der Teufelstochter leuchtete wie ein Panal.
»Nein, es ist alles in Ordnung.« Bill Conolly ging an Destero vorbei, und er spürte körperlich die Aura des Bösen, die dieser verfluchte Dämon ausstrahlte.
Bill schüttelte sich.
Er verließ den Wohnraum, während der Dämonenhenker immer hinter ihm blieb und auch seine Hand nicht vom Griff der Waffe nahm.
Er achtete auf Bills Bewegungen und war bereit, sofort zu töten, solle ihm irgend etwas nicht passen. Sie betraten die Diele. Bill zählte die Türen.
Links lagen Johnnys Zimmer und die Gästeräume. Hoffentlich ließ sich jetzt dieser Garret nicht blicken. Der Reporter wandte sich nach rechts, wo sein Arbeitszimmer lag und der »Tote« aufgebahrt worden war.
Bill betete und zitterte. Seine Lippen bewegten sich, kein Laut drang jedoch hervor. Niemand konnte ihm jetzt helfen. Diesen Weg mußte er allein gehen.
Vor der Tür blieb er stehen. Er hatte plötzlich Angst, sie zu öffnen. Dann spürte er die Berührung des Dämons in seinem Rücken, und sofort zog ein kaltes Gefühl seinen Rücken hinauf, das sich im Nacken verdichtete. »Öffne!«
Bill schluckte. Er winkelte den rechten Arm an, hob die Hand und legte sie auf die Klinke.
Jetzt kam es darauf an. Würde Destero den Bluff schlucken? Er mußte es.
»Mach schon!« zischte Destero. »Oder willst du deinen eigenen Sohn

umbringen?«

Bill Conolly ritt der Teufel. Er drehte sich halb um und sagte: »Auch für mich ist es schwer, die Leiche meines Freundes zu sehen und dabei zu wissen, daß ich der Mörder bin.«

»Deine Sache!«

»Und was soll ich der Polizei sagen?«

Auf diese Frage gab Destero keine Antwort. Dafür hörte Bill ein schleifendes Geräusch. Er konnte sich denken, was das war, und erhielt im nächsten Augenblick die Bestätigung, als er das kalte Metall der Schwertklinge in seinem Nacken spürte.

»Okay, okay, ich drücke die Tür auf!« keuchte der Reporter. Er wollte nicht sterben.

Bill betrat das Zimmer. Er hatte das Licht brennen lassen, und es fiel auf den dunklen Sarg, der mitten im Raum stand.

Ein Mann lag in der offenen Totenkiste.

John Sinclair!

Destero befand sich noch immer einen Schritt hinter Bill Conolly.

Er schaute über dessen Kopf hinweg, und er sah den Toten im Sarg liegen.

Bills Herz schien sich vergrößert zu haben, so hart klopfte es, und in seinen Ohren dröhnte es wie Hammerschläge. Er hatte Angst, große Angst sogar und wußte nicht, was er tun sollte.

»Da – das ist er…«

»Ich sehe ihn!« Destero trat interessiert näher und schaute in den offenen Sarg.

Sie hatten die Wachsfigur so hingelegt, daß genau noch das Einschußloch zu sehen war, aus dem das Blut rann.

Bill hatte die Hände ineinandergekrampft. Sein Atem ging stoßweise. Nervös huschte seine Zunge über die Lippen. Würde Destero den Bluff schlucken?

Es kam darauf an. Vielleicht gab er sich mit einer Sichtkontrolle zufrieden.

Wenn nicht, dann…

Destero hob den Kopf, er drehte ihn so, daß er Bill Conolly anschauen konnte.

Sekunden vergingen. Niemand sprach ein Wort. Bill gelang es sogar, dem Blick des anderen standzuhalten, und er bewunderte sich selbst in diesem Augenblick. »Hast du ihn erschossen?«

Der Reporter nickte. Sprechen konnte er auf einmal nicht mehr.

Destero schien den Bluff zu schlucken. »Das hätte ich nicht gedacht.« Der Henker lachte und schaute dann auf das Kreuz und die Pistole, die Bill auf einen kleinen Nebentisch gelegt hatte.

»Nun ja«, sagte Destero und hielt sein Schwert so, daß es über dem Toten schwebte. »Ich könnte sichergehen, und noch einmal

zustoßen…«

Bills Herz klopfte wieder schneller, aber er hatte sich ungeheuer in der Gewalt. »Wenn du willst«, sagte er lässig.

»Nein, und ich habe auch einen Grund.«

»Wo ist mein Sohn?« fragte Bill.

»Den willst du zurückhaben, nicht wahr?«

»So war es ausgemacht.«

»Nichts war ausgemacht, Mensch. Gar nichts. Du kannst deinen Sohn sehen, dagegen habe ich ja nichts. Ich bringe dich sogar zu ihm. Ich bringe alles zu ihm, Sinclair eingeschlossen. Asmodina hat alles vorbereitet. Sie erwartet euch…«

»Wie, ich verstehe…«

Bill brach ab, denn plötzlich hatte er das Gefühl, als würde er vom Boden abheben. Es wurde dunkler. Im selben Augenblick strahlte das Kreuz auf. Es war nur ein kurzes Zucken, dann fielen die Strahlen wieder ineinander.

Bill spürte den Schwindel. Auch Sheila, die sich in der Küche aufhielt, merkte ihn. Ihr war, als hätten ihr unsichtbare Hände einen gewaltigen Stoß gegeben. Sie taumelte quer durch den Raum. Dann war alles vorbei.

Auch für Bill Conolly. Er drehte den Kopf und blickte aus dem Fenster. Kein Tag mehr, sondern…

Bill schluckte, und ein schrecklicher Verdacht keimte langsam in ihm auf.

***

Suko fand keine Ruhe. Mein Anruf hatte ihn aufgeschreckt und irgendwie aus dem Tritt gebracht. Es paßte ihm nicht, in der Wohnung herumzusitzen und nichts zu tun, er war ein aktiver Mensch, und nur Zuschauer bei einem Spiel zu sein hatte Suko noch nie gefallen.

Auch Shao, seine Freundin, merkte, daß mit ihrem Partner etwas nicht stimmte.

»Was hast du denn?« Suko hatte auch sie nervös gemacht. Er, der sonst die Ruhe in Person war, drehte irgendwie durch. Das paßte überhaupt nicht zu ihm.

»Was ist denn nur los?« wollte Shao wissen.

»Destero ist aufgetaucht.«

»Das weiß ich bereits.«

»Und mehr weiß ich auch nicht.«

»Hat John nichts gesagt?«

»Nein. Außerdem kann ich ihn nicht erreichen. Ich habe ein paarmal versucht, bei den Conollys anzurufen, aber da meldet sich niemand. Die haben den Hörer neben den Apparat gelegt oder was weiß ich.

Shao, da stimmt einiges nicht.«

Shao nickte, wobei ihre langen, schwarzen Haare wie ein Vorhang über ihr Gesicht strichen. Aber sie konnte ja auch nichts tun, Suko war nicht zu beruhigen.

»Rufe doch beim Yard an«, schlug sie schließlich vor.

Der Chinese nickte. »Das werde ich auch. Vielleicht hat sich John mit Sir James in Verbindung gesetzt.« Der Chinese ging zum Telefon und wählte.

Sir James meldete sich sofort.

Suko trug sein Anliegen vor und erlebte einen barschen Superintendenten.

»Es tut mir leid, aber ich kann Ihnen da nicht helfen«, sagte er.

»Trauen Sie mir nicht?«

»Das hat damit nichts zu tun. Aber wir sind gezwungen, uns ruhig zu verhalten, wenn wir nicht das Leben aller in Gefahr bringen wollen. Es tut mir leid für Sie, aber ich sehe da keinen anderen Weg.«

»Dann bin ich aus dem Spiel?«

»Im Augenblick ja.«

Das waren die letzten Worte des Superintendenten.

Wütend warf Suko den Hörer auf die Gabel. »Das schlägt dem Faß den Boden aus«, schimpfte er, »was die sich alles einbilden. Die behandeln mich wie einen kleinen Jungen, als würde ich überhaupt nicht mehr dazugehören. So geht es nicht.«

»Vielleicht sollten wir wirklich ruhig sein«, meinte Shao.

Suko schaute seine Freundin an. »Nein, wir fahren. Zieh dir etwas über. Wir müssen zu den Conollys. Ich will endlich wissen, was da alles läuft.«

»Meinetwegen.« Begeistert war Shao von diesem Vorschlag nicht.

Sie hatte ein unbestimmtes Gefühl, daß sich über ihren Köpfen etwas Schlimmes zusammenbraute. Sie betrat das Schlafzimmer und zog die Kleidung über, die am besten für diese Witterung war, wenn man auf dem Rücksitz eines Motorrads hockte.

Dicke, wärmende Lederkleidung.

Das Haar steckte sie hoch, damit die schwarze Flut auch unter den Helm paßte. Suko zog sich ebenfalls um. Shao wollte ihm ein paar Fragen stellen, ließ es jedoch bleiben, als sie in das Gesicht ihres Freundes schaute. Es wirkte verschlossen. Suko war regelrecht wütend und sauer.

»Wahrscheinlich kann John gar nichts dafür«, sagte Shao. »Das wird Sir James gewesen sein.«

»Nehme ich auch an.«

Shao war fertig. Sie holte nur noch den signalroten Helm vom Schrank. Beide wußten, daß es keine Freude war, bei diesem Wetter und den glatten Straßen zu fahren, aber sie hatten in diesem Fall

keine andere Wahl. Der Lift brachte sie nach unten.

In der großen Tiefgarage war es kalt. Es herrschte auch Betrieb, denn zahlreiche Mieter fuhren zum Dienst. Draußen war es fast schon hell, alle hofften, daß es tagsüber tauen würde. Suko kickte die schwere Harley vom Ständer und startete. Das satte Dröhnen des Motors rollte durch die unterirdische Garage, eine dicke Wolke drang aus dem Auspuff. Shao nahm auf dem Rücksitz Platz, während Suko die schwere Maschine aus der Parktasche lenkte. Sie fuhren hinter einem kleinen Golf her, der vor ihnen die Auffahrt ansteuerte. Eisige Kälte schlug ihnen schon bald gegen die Gesichter.

Es war zwar nicht mehr viel Haut zu sehen, aber auf den schmalen Stellen spürten sie doch die eisige Temperatur. Die Straßen glänzten nicht mehr so glatt. Dafür waren sie feucht, denn das Streusalz hatte einen großen Teil des Eises tauen lassen. Zwischen dem Eis schillerten zahlreiche Pfützen. Suko fuhr vorsichtig. Immer wieder mußte sie mit Glatteisfallen rechnen. Sie gerieten leider in den Berufsverkehr. Die kalten Motoren produzierten gesundheitsgefährdende Abgasfahnen, die wie lange Schleier in der Luft hingen.

Suko suchte seinen Weg zwischen den Wagen und hoffte, so schneller voranzukommen.

Er konnte nicht nur schnell fahren, sondern auch sicher. Shao hatte sich an ihm festgeklammert, und als sie zwanzig Minuten später die Chelsea Bridge überquerten, mußte Suko daran denken, daß sie vor kurzem noch in dieser Gegend Chiimal, das Monster aus Atlantis, getötet hatten. Die Conollys wohnten noch weiter südlich.

Dort wurde bestimmt nicht so früh gestreut, und Suko sollte recht behalten. Oft genug lag noch eine dünne Eisschicht auf der Straße.

Der Chinese benötigte seine volle Konzentration, um die schwere Maschine sicher lenken zu können. Als er schließlich dort einbog, wo die Conollys wohnten, schwitzte er trotz der Kälte unter seiner Lederkleidung. Aber sie hatten es geschafft.

Die Straße lag völlig ruhig vor ihnen. Nichts rührte sich, nichts wies darauf hin, daß hier etwas Schlimmes passiert war, das man mit dämonischen Aktivitäten in einen unmittelbaren Zusammenhang bringen konnte.

Suko fuhr auf den schmalen Gehsteig und stellte die Harley neben der Grundstücksmauer ab.

Beide entledigten sich ihrer Helme. Shao stellte sich auf die Zehenspitzen, um einen Blick über die Mauer werfen zu können. Suko ging bis zum Tor vor. Er konnte durch die Stangen schauen, auf denen ebenfalls eine Eisschicht glitzerte. Nichts zu sehen.

Still und ruhig lag der Garten vor ihnen. Die Bäume und Sträucher waren mit einer dicken Reifschicht bedeckt, so daß der große Garten ein nahezu malerisches Bild bot.

»Alles normal«, murmelte Shao. »Sollen wir schellen?« Das war die Frage, die der Chinese so rasch nicht beantworten konnte.

Vielleicht waren sie wirklich nicht willkommen. Unter Umständen spielte sich jedoch hinter den Mauern des Bungalows ein Drama ab, bei dem sie helfen mußten. Suko hatte sich mit seinen Waffen eingedeckt. Unter anderem mit dem Stab.

Er war ein Erbe des großen Buddha, und durch ihn war es ihm möglich, für fünf Sekunden die Zeit anzuhalten, wenn man ein bestimmtes Wort rief.

Es ging um Destero, das wußte Suko. Und er wußte auch, wie gefährlich dieser Dämonenhenker war. Suko setzte sich über alle Bedenken hinweg und wollte klingeln. Sein Zeigefinger lag noch nicht auf dem in der Mauer eingelassenen Knopf, als es geschah.

Plötzlich war der gesamte Bungalow in eine rötlich schimmernde Wolke gehüllt, und im nächsten Augenblick löste er sich vor den Augen der beiden Menschen auf…

***

Shao und Suko waren sprachlos. Beide starrten dorthin, wo der Bungalow gestanden hatte. Jetzt befand sich dort nichts mehr, nur eine freie Fläche.

Das Haus hatte sich von einer Sekunde auf die andere aufgelöst.

Unwahrscheinlich – ein magisches Phänomen. »Das war Desteros Werk«, flüsterte der Chinese. »Er hat das Haus durch Schwarze Magie in eine andere Dimension oder in eine andere Zeit versetzt. Unheimlich…« Shao sagte gar nichts. Sie nickte nur.

Suko wischte sich über die Stirn. Dann hob er die Schultern. Es war eine hilflose Geste, die das ausdrückte, was er im Augenblick empfand. Er wußte wirklich nicht weiter. Niemand – außer ihnen – schien etwas bemerkt zu haben. Jedenfalls gab es keine Reaktionen auf dieses magische Phänomen. Einerseits verständlich, denn die nächsten Nachbarn lagen einfach zu weit entfernt.

Wer hier sein Haus baute, besaß noch ein großes Grundstück.

Fast alle Besitzer hatten es eingezäunt.

»Was sollen wir tun?« fragte Shao. »Wir können doch hier nicht stehenbleiben.«

Suko war ihrer Meinung. »Wir sehen uns das Haus, Unsinn, den Platz einmal an.«

»Aber du hast keinen Schlüssel.«

»Mauern waren für mich noch nie ein Hindernis.« Suko hatte die Worte kaum ausgesprochen, als er sich schon daranmachte, das Hindernis zu überklettern.

Ein Sprung, ein Klimmzug, und er befand sich oben. Dort legte er sich flach auf die Krone und ließ einen Arm nach unten baumeln.

Shao faßte seine Hand. Mit einem Ruck zog Suko seine Freundin auf die Mauer. Gemeinsam sprangen sie in den Garten.

Die Erde war knochenhart gefroren. Suko sah, daß Bill die Wege gestreut hatte, trotzdem nahmen die beiden den kürzeren Weg und liefen quer durch das Gelände.

Der Atem dampfte vor ihren Lippen. Eine fahle Morgensonne kroch langsam über den Himmel. Sie sah aus wie ein verwaschener Ball, ihre Strahlen wärmten noch nicht. Der silbergraue Bentley stand dort, wo sich normalerweise die Garage befand. Er wirkte wie ein Fremdkörper. Scheiben und Lack waren mit einer dünnen Eisschicht bedeckt. Suko konnte nur den Kopf schütteln. Am Rand, wo sonst der Bungalow gestanden hatte, blieb er stehen. Shao trat neben ihn und hakte sich bei ihrem Freund unter. Sie fror plötzlich.

Das allerdings machte nicht nur die Kälte, sondern auch die unheimliche Atmosphäre, die beide spürten. Ein Rest Schwarzer Magie war zurückgeblieben.

»Was können wir tun?« fragte Shao.

Da wußte auch Suko keine Antwort. »Nichts, ich weiß mir ehrlich gesagt keinen Rat mehr.«

»Schade, daß Myxin nicht hier ist. Der wüßte sicherlich eine Lösung.«

»Möglich«, meinte Suko. Er war mit seinen Gedanken woanders.

Er fragte sich, in welch eine Dimension das dämonische Schicksal die Menschen in dem Haus verschlagen hatte…

***

Ich fühlte mich wie ein Gefangener in dem kleinen Kabuff. Stehen konnte ich nicht. Sobald ich mich aufrichtete, stieß ich mit dem Kopf gegen die Schräge. Also blieb mir nur noch diese verdammte Hockstellung.

Zudem fühlte ich mich nackt, weil ich meine Beretta vermißte, und vor allen Dingen mein Kreuz, das mir schon in sehr schwierigen Situationen geholfen hatte. Ich gab es eigentlich nie aus der Hand, aber bei diesem großen Bluff war mir nichts anderes übriggeblieben.

Hoffentlich machte uns Destero keinen Strich durch die Rechnung. Wenn er etwas merkte und durchdrehte, dann gab es Tote.

Dann wurde Destero zur reißenden Bestie. Ich kannte ihn.

Die Zeit verging, und ich horchte auf die Geräusche innerhalb des Hauses.

Da war nichts zu hören, deshalb drückte ich die leichte Tür auf, die die Nische verschloß. Mit dem angewinkelten Arm stieß ich dabei gegen einen aufgestellten Klappstuhl und hätte ihn fast umgeworfen. Im Nachgreifen erwischte ich ihn und drückte ihn wieder in die Ruhestellung.

Spaltbreit öffnete ich die Tür und brachte mein Ohr dicht an die

schmale Öffnung. Nichts zu hören.

So langsam wurde es mir in meiner Lage unbequem. Ich hätte mich gern hingestellt, aber da war nichts zu machen. Ich mußte schon so ausharren, bis sich etwas tat. Und es passierte was.

Ich glaubte Stimmen zu hören. Wenn ja, dann mußte ein Besucher gekommen sein.

Ich kannte nur einen, der etwas von den Conollys wollte. Destero!

Und ich war mir sicher, daß er jetzt durch das Haus ging, denn ich konnte die Schritte von mindestens zwei Menschen ausmachen.

Er und Bill.

O Gott, wie sollte das noch alles enden? Sie schritten durch den Flur und näherten sich Bills Arbeitszimmer, wo meine »Leiche« aufbewahrt wurde.

In den nächsten Sekunden mußte es sich herausstellen, ob unser Bluff geklappt hatte. Ich fieberte innerlich.

Zu gern wäre ich dabeigewesen, aber es ging nicht, ich mußte hier in meinem Versteck hocken bleiben, um den großen Plan nicht zu gefährden. Es wurde wieder ruhig.

Ich hatte die schmale Tür weit aufgestoßen, so daß ich möglichst hören konnte, was gesprochen wurde. Im Gegensatz zu mir mußte Bill die Tür zum Arbeitszimmer geschlossen haben, denn ich vernahm nichts. Es blieb alles ruhig.

Vor Aufregung stand mir der Schweiß auf der Stirn. Meine Kleidung klebte am Körper, mit der Zunge fuhr ich mir über die Lippen. Der Herzschlag hatte sich verdoppelt. Schluckte Destero den Bluff? Das war die große Frage. Darauf allein kam es an. Endlos dehnte sich die Zeit. Ich wurde immer nervöser, weil sich über mir nichts tat. Zu ruhig blieb es…

Dann jedoch geschah etwas, womit ich nie im Leben gerechnet hatte. Plötzlich erfaßte mich ein Schwindel. Ich konnte mich in meiner Hockstellung nicht mehr halten und wurde zurückgeworfen, dabei fiel ich zu Boden und blieb liegen, denn der Schwindel war nicht vorbei. Er kam wie ein Sturmwind, mein Kopf schien anzuschwellen, und sekundenlang hatte ich einen völligen Blackout. Ich wußte nicht mehr, wo ich mich befand. Plötzlich war ich wieder da.

Hastig richtete ich mich auf, dachte nicht mehr an die niedrige Decke und stieß mir prompt den Kopf, wobei ein Fluch über meine Lippen sprang. Ich kroch zur Tür.

Noch immer hielt mich der Schwindel umklammert. Ich hatte Mühe, mein Gleichgewicht zu finden, und dachte darüber nach, was in den letzten Sekunden geschehen war. Die Tür stand noch offen.

Ich streckte meinen Kopf durch den Spalt und merkte sofort, daß sich einiges verändert hatte.

Da war nicht mehr die kalte Kellerluft, sondern eine nach Pest und

Schwefel stinkende dicke Brühe, die mich umgab. Ich hörte Geräusche. Summen, Brausen, entfernte Schreie, Kichern, gräßliches Lachen und triumphierendes Heulen. Ein schrecklicher Verdacht keimte in mir hoch, ein Verdacht, der immer mehr zur Gewißheit wurde.

Destero hatte das Haus in eine andere Dimension entführt. Wir hatten uns alle verrechnet, er war noch schlauer, als wir angenommen hatten.

Und mir war klar, daß unser Bluff bald platzen würde wie eine Seifenblase…

***

Noch einmal erfaßte Bill Conolly ein kurzer Taumel, dann war alles wieder normal. Der Reporter blickte sich um.

Er befand sich noch immer im selben Zimmer. Da stand der Sarg, der sah die Regale, seinen Schreibtisch, die beiden Ledersessel – und er sah Destero.

Normal? Nein, bestimmt nicht, denn draußen brodelte und loderte die Hölle.

Bill Conolly wurde vor Schreck kalkweiß, als er einen Blick durch das Fenster warf. Rotviolette, düstere Nebel, die auf- und abwallten. Eine grauenhafte, gefährliche Düsternis, in der der Schrecken auf seine Opfer lauerte.

Monster, Teufelsgeschöpfe, abartige, dämonische Kreaturen heulten und tanzten um das Haus, führten bizarre Verrenkungen durch und drohten mit ihren tentakelartigen Armen, wobei sie wie Geister an der Außenhaut der Scheiben entlangstrichen. Bill schüttelte sich.

Er wußte jetzt genau, daß er sich in einem Pandämonium befand, wo Heulen und Zähneknirschen herrschte, vielleicht im Reich der Asmodina. Und trotzdem hielt er sich in seinen eigenen vier Wänden auf. Schwarze Magie hatte es möglich gemacht, daß das Haus mitsamt Inhalt in die andere Welt geschafft worden war.

Das hieß, daß nicht nur Bill sich in einer anderen Dimension befand, sondern auch Sheila und dieser Maskenbildner, der noch im Haus gewartet hatte.

Alle schwebten sie in höchster Gefahr, auch John Sinclair, der waffenlos im Keller hockte.

Und Bill Conolly war klar, daß der Bluff schon sehr bald platzen würde.

Nur – was geschah dann?

Der Reporter wußte es nicht, aber er glaubte fest daran, daß sich die Gegenseite die Chance nicht entgehen lassen würde, die Hälfte des Sinclair-Teams auszuschalten. Bills Überlegungen wurden durch schnelle Schritte auf dem Flur unterbrochen. Dort kam jemand.

Auch Destero hatte die Tritte gehört. Ein großer Schritt brachte ihn in den toten Winkel hinter der Tür, die in diesem Moment von Sheila aufgestoßen wurde.

Sie trat über die Schwelle und wurde von der blitzenden Schwertklinge gestoppt, die sich plötzlich vor ihren Hals legte.

Sheila blieb abrupt stehen!

Ihr Gesicht war gerötet, tief atmete sie ein, und sie schielte zur Seite, wobei ihr Blick die unheimliche Gestalt des Henkers traf.

Sheila erschrak.

Bill fieberte um seine Frau. Wenn sie jetzt eine unbedachte Bewegung machte, war es aus.

Aber Sheila riß sich zusammen, sie dachte an ihren Sohn, den sie unbedingt retten wollte.

»Warum bedrohst du sie?« fragte Bill mit kratzender Stimme.

»Sie kann dir nichts tun.«

Destero schien eingesehen zu haben, daß Bill recht hatte. Er ließ die Klinge sinken.

Sheila atmete auf. Sie hatte die Hände geballt, spürte die Fingernägel in ihrem Fleisch und sah Bill an. Der Reporter verstand den fragenden Blick und hob die Schultern. »Genau kann ich dir auch nicht erklären, was geschehen ist«, sagte er. »Wir müssen es halt hinnehmen.«

»Man hat uns entführt, nicht?«

»Ja.«

»Aber warum? Wir haben doch alles getan, was dieser Dämon von uns verlangt hat. John ist tot!« Sheila spielte ihre Rolle ausgezeichnet, und Bill bewunderte sie insgeheim.

»Ja, John ist tot. Ich habe mich an die Abmachungen gehalten, aber Destero nicht.«

Der Henker lachte grollend. »Alle sollt ihr sterben!« zischte er.

»Alle…«

»Und – und Johnny?« hauchte Sheila.

»Auch der!«

Im ersten Augenblick sah es so aus, als wollte sich Sheila auf den Henker stürzen. Sie hatte sich schon auf die Zehen gestellt, ihr Gesicht verkantete regelrecht, doch ein Ruf ihres Mannes hielt Sheila zurück. »Nicht!« Sie blieb stehen.

Aber in ihren Augen flammte etwas auf, das es wohl nur bei einer Mutter gibt, die bereit ist, um ihr Kind zu kämpfen und ihr eigenes Leben zu geben.

»Dafür haben wir John Sinclair nicht getötet«, sagte der Reporter rauh.

»Hauptsache, er ist tot«, erwiderte Destero. Mit der Schwertspitze deutete er auf den Sarg. »Schafft ihn aus dem Raum!«

»Und wohin?« fragte Bill.

»Ins Wohnzimmer. Dort werden wir uns versammeln, und dort werdet ihr auch sterben!«

Zwei Sekunden rührte sich Bill Conolly nicht, er atmete nur durch die Nase ein. Die letzten Worte hatten verdammt hart und endgültig geklungen.

Und Bill sah auch keine Fluchtchance. Draußen lauerte das Unheil, er konnte sich nicht einfach aus dem Fenster werfen und fliehen. Sheila und er mußten den grausamen Tatsachen ins Auge sehen.

»Beeilt euch!« befahl Destero. Er machte eine blitzschnelle Bewegung, und die Klinge wischte dicht an Sheilas Gesicht vorbei, daß sie sogar den Luftzug spürte.

»Komm«, sagte Bill.

Steifbeinig setzte sich Sheila Conolly in Bewegung. Sie schritt um den Sarg herum, um an dessen Fußende zu gelangen. Bill hievte den oberen Teil der Totenkiste hoch. »Tragt ihn hinaus!« befahl Destero. Die beiden gehorchten. Obwohl der Sarg sehr schwer war, brach Sheila nicht zusammen. Nein, diese Blöße wollte sie sich nicht geben. Die anderen sollten nicht triumphieren. Ihr reichte es schon, daß man sie so gedemütigt hatte.

Dabei war alles wie normal. Sie befanden sich in ihrem eigenen Haus, doch durch Schwarze Magie war der Bungalow mitsamt Inhalt in eine andere Dimension geschleudert worden.

Das war verrückt, das war irre…

Sie gingen über den Flur. Destero blieb immer dich hinter ihnen und beobachtete sie genau. Ihm entging keine ihrer Bewegungen, die Augen hinter den Schlitzen funkelten bösartig und wild.

Die Tür zum Wohnzimmer war nicht ganz geschlossen. Bill konnte sie mit dem Ellbogen aufstoßen.

Langsam schwang sie nach innen.

Bill wollte weitergehen, als Sheila gellend aufschrie und dabei den Sarg fallen ließ.

Hart rammte er auf die Erde.

Bill war überrascht. Er schaute Sheila an, die so blaß geworden war und an ihm vorbeistarrte.

Auch Bill ließ den Sarg fallen. Was Sheila sah, mußte schrecklich sein. Er drehte sich um.

Da traf auch ihn der Schock.

Mitten im Wohnraum stand eine runde, steinerne Platte. Und auf ihr hockte ein Junge.

Johnny Conolly!

***

Gott sei Dank, er lebt, war Bills erster Gedanke. Ihm ist nichts geschehen.

Und Johnny schaute aus großen Augen seine Eltern an. Plötzlich bewegten sich seine Lippen. »Mummy – Daddy«, stammelte er. »Ihr – ihr«, er streckte seine kleinen Arme aus. Das genau war der Punkt, wo Sheila sich nicht mehr halten konnte. Ohne auf Destero und dessen Schwert zu achten, warf sie sich nach vorn und damit auf den runden Altarstein, wo ihr Sohn hockte und ein Bild des Jammers abgab. Selbst Destero reagierte nicht schnell genug. Sheila wischte an ihm vorbei, stieß auch Bill aus dem Weg – und prallte, wie vor eine Wand gelaufen, zurück.

Ihr Schrei zitterte durch den Wohnraum, sie riß beide Arme hoch, die fahrige Bewegungen durchführten, und dann kippte sie steif wie ein Brett nach hinten. Bill reagierte schnell.

Bevor Sheila zu Boden fallen konnte, breitete er seine Arme aus und fing sie auf.

Zitternd lag sie in einer schrägen Haltung, während ihre Lippen kaum verständliche Worte murmelten. »Bist du okay, Darling?« flüsterte Bill. »Ist alles in Ordnung? Bitte, gib Antwort.« Die Sorge um Sheila machte ihn fertig, denn er glaubte daran, daß seine Frau einen magischen Schlag erhalten hatte.

Sheila richtete sich wieder auf, und Bill half ihr dabei. »Ja, ich bin okay.«

Der Reporter war beruhigt. Trotzdem hielt er Sheila noch fest. Er fühlte, wie sie zitterte. Jeder von ihnen stand unter einem ungeheuren Streß.

Destero trat vor. Und wieder hörten sie sein Lachen. »Glaubt ihr denn im Ernst, daß ich euch so ohne weiteres an den Jungen heranlasse? Nein, das schaffe nur ich.« Als wäre überhaupt nichts gewesen, schritt er durch die magische Sperre und betrat die kreisrunde Scheibe.

Johnny drehte den Kopf, starrte erstaunt zu Destero hoch. Er begriff noch nicht, sondern sah nur, wie sich der Henker bückte und mit der behandschuhten Linken den Kleinen hochhob. »Da seht ihr ihn!« grollte er.

Es war ein schauriges Bild, eine Quälerei für die entsetzten Eltern, wie dieser schreckliche Dämon in der rechten Hand sein Schwert hielt und in der linken das Kind. Nein, dieser Henker kannte kein Pardon. Johnny begann zu weinen. Die Laute schnitten den beiden Eltern durchs Herz.

Bill war vor Wut, ohnmächtigem Zorn und Entsetzen kalkweiß im Gesicht. Er hatte die Hände zu Fäusten geballt, manchmal tanzten vor seinen Augen rote Ringe. Sheila wunderte sich selbst, daß sie noch nicht zusammengebrochen war. Dieses Bild war so schlimm, so schaurig, daß es über ihre normalen Kräfte ging.

Sie hatten beide oft genug mit Dämonen zu tun. Schließlich war Sheilas Vater auf makabre Weise ums Leben gekommen und war nach

seinem Tod noch erwacht. Sie wußten also, daß diese Wesen keinen Spaß machten und kein Pardon gaben.

Da waren sie eiskalt.

Sheila hatte nur Angst, daß Destero ihren Sohn fallen ließ. Das tat er nicht. Er bückte sich und setzte den kleinen Johnny wieder auf die Steinplatte.

Dann verließ er sie.

Vor den beiden dicht beieinanderstehenden Eltern blieb er stehen. Mit dem Daumen deutete er über die Schulter. »Auf dieser Platte«, versprach er, »werdet auch ihr euren Tod finden. Durch mein Schwert stirbt nicht nur das Kind, sondern auch die beiden Eltern. Denkt immer daran.« Er drehte sich halb. »Und jetzt stellt den Sarg in den Raum, damit Asmodina ihn sehen kann.«

Zum erstenmal seit langer Zeit erwähnte er diesen Namen wieder. Bill hatte genau hingehört. Die Teufelstochter würde also auch noch erscheinen.

Kein Wunder, denn wo sich Destero aufhielt, da war sie meist nicht weit.

»Komm, Sheila«, flüsterte der Reporter.

Er bückte sich als erster, bevor er seiner Frau mit einem Kopfnicken zu verstehen gab, das gleiche zu tun.

Der Sarg mit der »Leiche« stand noch halb im Flur. Sheila und Bill trugen ihn in den Wohnraum, der so aussah, als würde das Haus noch auf der Erde stehen.

Bis auf die runde Steinplatte hatte sich nichts verändert.

Sie stellten den Sarg neben die Platte, auf der Johnny hockte und seinen Eltern zuschaute.

Sheila konnte den Blick nicht ertragen. Sie streckte den Arm aus, um ihren Sohn zu berühren, zuckte aber zurück, als ihre Finger gegen das unsichtbare magische Feld stießen.

Da war kein Durchkommen.

»Gib es auf!« flüsterte Bill.

Destero hatte die Worte trotzdem gehört. »Ja, dein Mann hat recht, du schaffst es nicht, den magischen Ring zu durchbrechen. Das kann niemand.«

Vielleicht John Sinclair, dachte Bill. Er hatte oft an seinen Freund gedacht.

John hockte noch immer im Keller. Waffenlos, alleingelassen.

Würde er merken, was sich über ihm abspielte? Und wenn ja, was konnte er unternehmen?

Diese Frage quälte den Reporter ebenfalls. Sie bewies aber auch, daß er mit dem Leben noch nicht abgeschlossen hatte. Solange John und er noch existierten, war nicht alles verloren. Dann dachte er an Asmodina. Wenn sie die Leiche sah und feststellen sollte, daß man sie

reingelegt hatte. Wie würde sie das aufnehmen? Würde sie alle Register ziehen und die Menschen schlagartig vernichten?

Das waren ernste Fragen, an die Bill Conolly mit Schaudern dachte.

Destero zeigte wieder auf den Reporter. »Du wirst sterben und neben deinem Freund John Sinclair liegen. Denn das Grab in der Hölle wartet noch auf euch.«

Bill hörte gar nicht hin. Und auch Sheila war abgelenkt, denn dicht neben dem Fenster, wo hinter der Scheibe die Nebel wallten und sich zahlreiche Ungetüme tummelten, erschien eine Gestalt.

Eine Frau.

Sie hatte langes rotes Haar, das ihr weit bis über die Schultern floß. Aus der glatten Stirn wuchsen zwei gekrümmte Teufelshörner.

Zwischen den beiden schaukelte, an einer Kette befestigt, ein kleiner gelber Totenkopf.

Zwei schmale Schals liefen quer über den Oberkörper der Frau und bedeckten die Brüste. An den Armen trug sie goldene Reifen, und der Blick aus den Augen war grausam und kalt. So schaute nur eine. Asmodina, die Tochter des Teufels!

***

Über mir tat sich etwas.

Ich sah es nicht, aber ich hörte es, und ich identifizierte auch die Geräusche. Schritte, eine Stimme, die befahl Destero!

Der Dämonenhenker hatte wieder das Kommando übernommen.

War auch nicht anders zu erwarten gewesen. Er befahl in diesem Reich.

Ich hatte das Risiko auf mich genommen und war bis zur Treppe vorgelaufen. An der untersten Stufe blieb ich stehen und spitzte die Ohren.

Nun hörte ich es deutlicher. Die Schritte näherten sich dem Wohnraum, sie waren auch nicht mehr so leicht, sondern schwerfällig.

Im nächsten Augenblick vernahm ich einen Schrei, und etwas polterte zu Boden.

Unwillkürlich zuckte ich zusammen. Damit hatte ich wirklich nicht gerechnet. War das schon das Ende? Brachte Destero meine Freunde vielleicht jetzt um?

Allein der Gedanke daran trieb mir das Blut in den Kopf. Zwei Sekunden später war ich wieder beruhigt, da hörte ich die Stimmen meiner Freunde, obwohl ich nicht verstand, was sie sagten.

Sie gingen mit Destero. Und ich hockte hier unten.

Plötzlich stellte sich mir die Frage, ob ich wirklich hier weiterhin sitzen bleiben sollte. War es nicht besser, wenn ich nach oben schlich und zu retten versuchte, was noch zu retten war? Ich bin zwar kein Mensch von übereilten Entschlüssen, aber wenn ich mich einmal

damit abgefunden hatte, dann führte ich eine Aufgabe auch sofort durch. Kein langes Zögern mehr. Jetzt galt es.

Da fiel mir ein, daß ich keine Waffen bei mir trug. Bill hatte sie mir sicherheitshalber abgenommen. Sogar die Luger hatte ich meinem Freund zurückgegeben. Das gefiel mir gar nicht.

Was also tun? Mich waffenlos meinen Gegner stellen, damit sie mich umbringen konnten? Nein, verdammt, das war nicht der Sinn der Sache. Vielleicht fand ich noch irgend etwas im Keller. Zum Glück kannte ich mich bei den Conollys aus, so daß ich mich auch im Dunkeln einigermaßen zurechtfand. Und wenn es wirklich zu finster war, dann half mir meine kleine Lampe. So schlich ich durch den Flur. Es gab hier unten einige Räume, nicht nur die Waschküche oder den Raum mit der großen Tischtennisplatte und den Flipper-Apparaten. Bill hatte hier auch sein Archiv und ein zweites Arbeitszimmer eingerichtet.

Das betrat ich.

Licht wagte ich nicht anzuschalten, aber ich sah auch so, was los war.

Draußen hatte sich die Welt verändert.

Normalerweise hätte durch das Fenster Tageslicht fallen müssen, ich aber sah nur ein violettrotes Glosen und Wallen hinter der Scheibe, was mir endgültig bewies, wo wir steckten.

In einer anderen Dimension, im Pandämonium!

Hinter der Türschwelle blieb ich stehen. Ich sah nicht nur die Nebel hinter der Scheibe, sondern auch die grausamen Geschöpfe, die sich darin tummelten und wohl fühlten.

Dämonen, widerliche Kreaturen, die den Menschen oft in ihren Alpträumen erschienen.

Ich schluckte hart.

Der Weg nach draußen war mir versperrt.

An eine Flucht konnte ich nicht denken. Nein, Bill, Sheila und ich mußten es hier im Haus auskämpfen.

Obwohl mich die Umgebung beunruhigte, betrat ich doch den Raum und durchsuchte ihn nach Waffen.

Ich fand viel.

Altes Archivmaterial, Bildbände, Illustrierte, Berichte über Bills Reisen und Abenteuer, aber keine Waffe, die ich gegen Dämonen hätte einsetzen können.

Es half alles nichts, ich mußte die schwierigere Möglichkeit in Kauf nehmen und zusehen, daß ich wieder an mein Kreuz und meine Beretta gelangte. Vielleicht kam ich so dicht an Destero heran, daß ich ihn mit dem Kreuz zerstören konnte.

Das wäre natürlich eine gute Sache. Ich war davon überzeugt, daß mein Kreuz auch Destero vernichtete, denn sogar den Schwarzen Tod

hatte es geschafft.
Ich drehte mich um und wollte den Raum wieder verlassen.
Schon vor der Schwelle stieg mir der Geruch von Fäulnis und Verwesung in die Nase. Ich blieb stehen und öffnete weit die Augen, bevor ich die Lampe anknipste und den feinen Strahl auf die Tür zuwandern ließ.
Dort stand er. Ein Ghoul!
Er stank so widerlich. Mochte der Teufel wissen, wie er den Weg in dieses Haus gefunden hatte. Wahrscheinlich stand irgendwo ein Fenster offen.
Gerade Ghouls gehören zu meinen besonderen Lieblingen. Es sind die ekligsten aller Dämonen. Erst vor kurzem hatte ich mich noch zusammen mit Kommissar Mallmann mit ihnen herumgeschlagen. Aber da hatte ich Waffen. Jetzt nicht.
Das schien der Ghoul zu wissen, denn er freute sich um so mehr und machte dies auch deutlich.
Seine plumpe, schleimige Gestalt befand sich in dauernder Bewegung. In diesen Dimensionen zeigten sich Ghouls immer in ihren ursprünglichen Formen, da brauchten sie keine Rücksicht auf Menschen nehmen. In der normalen Welt, und das hatte ich des öfteren erlebt, verwandelten sie sich. Da konnten sie sogar die Gestalt eines Menschen annehmen. Ein Gesicht konnte ich bei dem Ghoul kaum erkennen. Alles waberte und verschwamm auch immer wieder, bevor es sich neu bildete.
Die Farbe konnte ich nicht genau erkennen, nahm jedoch an, daß der Ghoul wie so oft gelblich-grün schimmerte. Er bewegte sich auf mich zu.
Ich dachte daran, die Öffnung, durch die er gekommen war, zu schließen, denn ich wollte nicht, daß sich noch mehr Monster von draußen in das Haus verirrten.
Mit einer geweihten Silberkugel hätte ich ihn erledigen können.
Es wäre kein Problem gewesen, aber ich war waffenlos, und meine Chancen sanken deshalb.
Der Ghoul aber freute sich. Er stieß dabei ein Schlürfen aus, das mir eine Gänsehaut über den Rücken jagte. Ziemlich schnell bewegte er sich auf mich zu. Lange wohl war ihm nicht solch eine sichere Beute über den Weg gelaufen. Ich ließ ihm seinen Spaß, doch als er sich lang machte und einen Arm teleskopartig ausfuhr, um mich zu packen, sprang ich mit einem Satz auf den alten ausrangierten Schreibtisch, und der Ghoul griff ins Leere. Mit einem weiten Sprung setzte ich über den Ghoul hinweg und landete dicht vor der Tür. Einen Atemzug später hatte ich den Kellerraum verlassen und wandte mich nach links, wo der Gang weiterlief und sich noch weitere Räume befanden. Eine Tür stand offen. Bill hatte sie grün gestrichen, weil sich dahinter

die Gartengeräte befanden. Ich huschte in den Raum und sah das offene Fenster. Dort war der Ghoul also durch die schräge Öffnung geschlüpft. Er hatte es nicht mehr aushalten können, seine Gier war unersättlich gewesen, und deshalb hatte er diesen Weg durch den schmalen Fensterspalt gewählt.

Andere Kreaturen waren zum Glück nicht in das Haus gelangt.

Um einem weiteren Eindringen vorzubeugen, schloß ich das Fenster. Im Raum war es hell genug, um die hier aufbewahrten Gegenstände erkennen zu können.

Da stand der Rasenmäher neben dem Saatgut, ich sah Harken, Spaten, Schaufeln, einen langen Wasserschlauch und noch vielerlei, das man für die Kultivierung eines Gartens von der Größe, wie ihn die Conollys besaßen, benötigt. Fast alle Geräte ließen sich auch als Waffe benutzen. Ich entschied mich für eine Mist- oder auch Laubgabel. Die Zinken glänzten in der unteren Hälfte, so sehr waren sie bereits abgeschabt. Ich roch den Ghoul.

Direkt neben der Tür baute ich mich auf und hielt die Gabel stoßbereit in der Hand.

Der Ghoul kam näher, sein Geruch wurde intensiver. Dann schob ich das schleimige Wesen durch die Öffnung, und ich hörte das Schlürfen und Schmatzen, das es von sich gab, weil es sehr erregt war. Der Ghoul sah mich noch nicht. Ich ließ ihn passieren und handelte dann. Wuchtig stieß ich die Zinken der Gabel in die quallige Masse. Ich hörte einen überrascht klingenden, quiekenden Laut und wuchtete die Gabel hoch.

Der Ghoul zappelte an den Zinken. Himmel, ich hätte nicht gedacht, daß er so schwer war. Dicke Tropfen fielen von seinem Körper und klatschten zu Boden. Ich wuchtete ihn hoch.

Der Ghoul kreischte. Und verdammt noch mal, es war Musik in meinen Ohren. Dieses Untier mußte vernichtet werden, bevor es Menschen anfiel.

Ich drehte mich halb um die eigene Achse. Durch diesen Schwung rutschte der Ghoul von der Gabel. Voll klatschte er gegen die Kellerwand.

Im ersten Moment sah es aus, als wollte er sich daran festhalten, doch er fand nichts, wonach er greifen konnte. Wie ein dicker Schleim rutschte der widerliche Dämon an der Wand entlang zu Boden und blieb dort liegen.

Tot war er nicht. Die Zinken hatten zwar Löcher gerissen, aber die schlossen sich sehr rasch wieder, so daß man davon nichts mehr sehen konnte. Das wäre geschafft.

Ich verließ den Keller und zog die Tür hinter mir zu. Einen Schlüssel fand ich auch und drehte ihn herum. Jetzt würde es der Ghoul schwer haben, den Keller zu verlassen, doch wie ich ihn kannte, schaffte er

auch das. Tür und Boden schlossen nämlich nicht fugendicht. Vielleicht quälte sich der Ghoul durch diesen Zwischenraum.

Ich hatte einiges an Zeit verloren. Meine Gedanken kreisten um Sheila und Bill. Wie mochte es den beiden inzwischen ergangen sein?

Lebten sie noch, hatten sie alles überstanden? Und wie reagierte Destero, wenn ich auftauchte? Alles Fragen, auf die mir die nächsten Minuten eine Antwort geben sollten.

Diesmal lief ich schneller auf die Treppe zu. Allerdings bemühte ich mich, so wenig Geräusche wie möglich zu verursachen.

Hallende Schritte wurden oben bestimmt gehört. Die Stufen nahm ich auf Zehenspitzen. Dann stand ich vor der Kellertür.

Meine Gedanken wanderten in eine andere Richtung. Himmel, wie oft war ich diesen Weg schon gegangen, hatte Bier und Sekt raufgeholt, aber da war alles so völlig normal gewesen, da saß man oben im Wohnzimmer beisammen, trank etwas, lachte, feierte.

Auch diesmal befand ich mich im Haus der Conollys. Aber jetzt war alles anders. Ein schlimmes Schicksal hatte uns in eine fremde Dimension geschleudert, in das Pandämonium, wo Heulen und Zähneknirschen beheimatet waren. Schlimm, daran zu denken, daß man unter Umständen überhaupt nicht mehr zurückkam.

Ich schüttelte die trüben Gedanken ab, legte meine Hand auf die Klinke und öffnete vorsichtig die Kellertür. Zum Glück waren die Türangeln gut geölt. Nahezu lautlos schwang sie auf.

Ich befand mich am anderen Ende des langen Gangs und warf erst einmal einen Blick durch den Türspalt. Alles leer.

Nicht einen Zipfel konnte ich von Bill und Sheila sehen. Günstiger hätte ich es gar nicht treffen können. Abermals huschte ich auf Zehenspitzen weiter und erreichte schon bald die Tür des Arbeitszimmers.

Obwohl ich auf dem Gang ziemlich deckungs- und waffenlos stand, legte ich erst ein Ohr gegen die Tür und lauschte. Drinnen tat sich nichts. Ich hörte keine Stimmen, riskierte es, und öffnete die Tür.

Einen Lidschlag später stand ich im Zimmer. Es war leer.

Das heißt, die Möbel standen noch dort, aber den Sarg sah ich nicht mehr.

Das war wirklich ein Hammer!

Aber wer, zum Henker, hatte ihn weggeschafft? Und warum vor allen Dingen?

Im Moment war die Frage unwichtig, denn ich hatte etwas anderes entdeckt.

Den Sarg hatte irgend jemand mitgenommen, aber meine Beretta und auch das Kreuz lagen noch an ihrem Platz. Die beiden wichtigen Dinge waren vergessen worden. Zum erstenmal seit langer Zeit konnte ich wieder lächeln. Ich hängte mir die Kette um den Hals und fühlte die

beruhigende Schwere des Kreuzes. Jetzt ging es mir wieder besser.

Die Beretta steckte ich zurück ins Holster. Noch ein schneller Blick, alles war klar, ich konnte beruhigt den Raum verlassen.

Kaum hatte ich die Tür aufgestoßen, als ich Stimmen hörte. Sie klangen dort auf, wo der Wohnraum lag. Also mußten sich meine Freunde da aufhalten. Aber nicht nur sie, denn auch eine zweite weibliche Stimme vernahm ich. Sie gehörte Asmodina!

***

Sheila und Bill zuckten unter dem erbarmungslosen Blick der Teufelstochter zusammen. Noch nie in ihrem Leben hatten sie solch gnadenlose und kalte Augen gesehen. Sie hatten das Gefühl, bis auf den Grund ihrer Seele durchleuchtet zu werden. Diese Frau strahlte eine Kälte und Grausamkeit aus, die schon bald körperlich fühlbar war und direkt wehtat. Unwillkürlich tastete Sheila nach Bills Hand. Sie suchte Schutz, der Anblick hatte sie zutiefst getroffen.

Das also war sie, die Tochter des Satans, der auch Dr. Tod und die Mordliga gehorchten.

Sheila fühlte sich plötzlich so winzig, so verloren und klein. Sie merkte, welch eine Macht von dieser Frau mit den langen, roten Haaren ausging, und sie konnte sich gut vorstellen, daß die Kreaturen der Hölle vor ihr dienerten. Wie auch Destero.

Er deutete eine linkische Verbeugung an und sprach zu ihr. »Wie du es befohlen hast, Herrin. Da ist die Leiche des Mannes, den du so haßt. John Sinclair ist tot!« Die letzten Worte sprach Destero mit einer gewaltigen Genugtuung, Asmodina tat, als hätte sie die Sätze kaum zur Kenntnis genommen. Sie starrte nur Bill und Sheila an.

Der Reporter bekam feuchte Hände. Ein Zeichen, welch eine Angst er hatte. Wenn er daran dachte, daß alles auf einem Bluff aufgebaut war und diese Dämonin das Spiel durchschaute, dann – Bill dachte nicht mehr weiter, er hätte sich am liebsten in ein Mauseloch verkrochen.

Aber vielleicht wußte sie schon alles. Unter Umständen spielte sie nur mit ihnen.

Zwei Schritte vor Sheila und Bill blieb sie stehen. Den Sarg und auch Johnny bedachte sie mit keinem Blick. Er schien sie überhaupt nicht zu interessieren.

Bill mußte sich beherrschen, um nicht laut mit den Zähnen zu klappern oder zu zittern. So groß waren seine Angst und seine Befürchtungen geworden.

»Die Conollys«, sagte Asmodina. Ihre Lippen verzogen sich dabei. »John Sinclairs Freunde. Wie schön, daß ich euch alle in meinem Reich begrüßen kann.«

Bill übersprang seinen eigenen Schatten, als er sagte: »Ja, wir sind Sinclairs Freunde, und er ist tot. Ich habe ihn umgebracht!«

»Na und?«

»Dann weißt du auch, daß du es jetzt bist, die sich an den zweiten Teil der Abmachung halten muß.«

»An welchen zweiten Teil?«

»Tu doch nicht so!« zischte Bill.

»Nein, ich weiß von nichts. Oder haben wir beide miteinander geredet? Ich kann mich nicht erinnern.«

»Mit Destero haben wir gesprochen.«

Asmodina wandte ihren Kopf. »Das ist etwas anderes. Dann muß Destero auch die weiteren Verhandlungen führen. Wende dich an ihn, Bill Conolly. Frage ihn, ob er bereit ist, auf deine Wünsche einzugehen. Wenn ja, dann ist es gut. Wenn nein, kann ich nichts daran ändern. Destero hat auch seinen Stolz.« Das war klar genug gesagt worden. Die Teufelstochter hatte dem Henker den Schwarzen Peter zugeschoben. Bill konnte nun mit ihm verhandeln. Aber dessen Antwort kannte er.

Trotzdem unternahm er noch einen Versuch. »Was ist, Destero? Hältst du dich an unsere Abmachung, und wirst du meinen Sohn freigeben, denn ich habe John Sinclair getötet!«

Destero schüttelte den Kopf. »Nein!« grollte er dann unter seiner Maske. »Ihr werdet alle sterben. Und das ist auch im Sinne Asmodinas, denn ihr habt uns schon zuviel Schaden zugefügt. John Sinclair ist tot, ihr werdet ihm folgen.«

»Bist du sicher, daß dieser Geisterjäger nicht mehr lebt?« fragte die Teufelstochter.

»Ja, denn da liegt er.« Destero deutete auf den offenen Sarg.

»Natürlich, da liegt er«, wiederholte Asmodina spöttisch. Sie blieb dicht vor dem Sarg stehen und bückte sich. Sheila und Bill warfen sich einen raschen Blick zu.

Jeder von ihnen dachte das gleiche. Jetzt ist es aus! »Ein sehr schöner Toter«, murmelte Asmodina, »eine wirklich außergewöhnliche Leiche.« Sie nickte anerkennend. »Fantastisch. Ich hätte mich auch gefreut, nur…« Sie richtete sich wieder auf und schaute die Conollys an. »Haben Sie mir eigentlich nichts zu sagen?«

Bill preßte die Lippen zusammen, Sheila blickte zu Boden. Keiner gab eine Antwort.

Und Asmodina fuhr mit ätzender Stimme fort: »Wirklich ein schönes Stück Arbeit. John Sinclair liegt hier, er sieht gut aus, fast zu gut für meinen Geschmack.«

Asmodina verstand es, sich prächtig auf die Menschen einzustellen. Deshalb redete sie auch so hämisch und überlegen.

»Destero ist ein Vollidiot, der nicht denken kann. Ihn konntet ihr täuschen, mich nicht. Niemals im Leben hast du deinen Freund John Sinclair erschossen!« peitschte die Stimme der Teufelstochter, und

fuhr Bill Conolly wie ein Eishauch ins Gesicht. »Dieser Mensch im Sarg ist nie und nimmer der Geisterjäger John Sinclair!«

***

Harte Worte, die ihre Wirkung nicht verfehlten. Destero zuckte zusammen. Er war als einziger überrascht. Sheila und Bill hatten schon zuvor erkannt, was auf sie beide zukam.

»Was sagst du da?« fragte er.

»Das ist nicht John Sinclair.«

Destero stand einige Sekunden reglos da. »Woher willst du das wissen?«

»Weil ich es sehe.«

»Aber…«

Asmodina schnitt ihrem Paladin mit einer knappen Handbewegung das Wort ab. »Kein Aber, Destero. Du hast dich reinlegen lassen. Man hat dich genarrt. Sei nur froh, daß es mir eingefallen ist, dieses Haus in eines meiner Reiche zu schaffen, du hättest versagt.«

»Wenn es nicht John Sinclair ist, bringe ich alle drei um. Und das Kind zuerst!«

Asmodina lachte, während Sheila und Bill zusammenzuckten.

»Gib mir dein Schwert!« verlangte die Teufelstochter.

»Willst du sie töten?«

»Gib schon her!«

Destero zog die Klinge aus der Scheide und überreichte sie seiner Herrin.

Für einen Moment streckte Asmodina den Arm aus und ließ die Klinge zwischen Sheila und Bill pendeln. Es sah auch aus, als wollte sie zustoßen, dann jedoch überlegte sie es sich anders und sagte zu ihrem Diener: »Gib genau acht, was ich jetzt mache. Dann sage mir mal, was du von solch einer Leiche hältst.« Asmodina hielt das Schwert mit beiden Händen umklammert und hob es über ihren Kopf. Dann schlug sie zu.

Sheila zuckte zusammen, als die Klinge nach unten fuhr und in die »Leiche« hackte.

Der eine Schlag reichte. Die Klinge war so scharf, daß sie die »Leiche« in zwei Hälften teilte. Sie spaltete die Wachsfigur von oben nach unten, fetzte sie auf.

»Und?« schrie Asmodina. »Siehst du Blut, Destero? Siehst du einen Tropfen Blut?« Sie lachte gellend. »Nichts siehst du – nichts! Die haben dich reingelegt. Das hier ist nicht John Sinclair, das ist eine verdammte Puppe, die man uns unterschieben wollte, mehr nicht!«

Asmodina wechselte das Schwert in die linke Hand und griff mit der Rechten in den Sarg, wobei sie eine Hälfte der Wachsfigur aus der Totenkiste holte, hochhob, sie einmal um ihren Kopf schwenkte und

sie dann voller Wut gegen einen alten Schrank schleuderte, dessen Tür unter dem Aufprall erbebte und erzitterte.

Destero, der Dämonhenker, stieß einen Laut aus, der kaum zu beschreiben war. Er wurde tief in seinem Innern geboren, war wie das Grollen eines Donners, dann wandte er sich den beiden Conollys zu und öffnete seine Hände. Er wollte sie mit den bloßen Fingern erwürgen. Blitzschnell stellte sich Bill vor seine Frau und hob die Fäuste. Im selben Moment fing der kleine Johnny an zu weinen, und Asmodina rief: »Schluß, laß ihn!«

Desteros Hände sanken herab. Sprungbereit blieb er stehen. »Du bekommst noch deinen Spaß«, versprach die Teufelstochter. »Das verspreche ich dir, aber erst einmal habe ich ein paar Fragen an diese beiden Oberschlauen hier.« Ihre Augen verengten sich noch mehr, die Stimme schien ganz tief aus der Kehle zu dringen, als sie sagte. »Bisher war vieles nur Spaß. Ihr habt euren Spaß gehabt und wir auch. Doch nun wird es ernst. Daß ihr hier nicht mehr lebend wegkommt, steht fest. Doch es liegt an euch, ob ihr und euer Sohn einen gnädigen Tod habt oder nicht. Deshalb frage ich euch eins. Wo ist John Sinclair?«

***

Sie hatte die Frage gestellt.

Sheila und Bill wußten beide, daß so etwas auf sie zukommen würde. Unabhängig voneinander hatten sie überlegt, wie sie sich aus der Affäre ziehen konnten, doch sie waren zu keinem Ergebnis gelangt. Ihre Hirne schienen eingerostet zu sein, der Denkapparat war völlig durcheinander, einen klaren, logischen Gedanken konnten sie kaum fassen. Dafür war die Situation zu schrecklich.

Und doch zögerten sie mit der Antwort. Sheila begann zu schluchzen. Bill merkte, wie ihm der Schweiß aus allen Poren brach.

Er dachte an das Versprechen, das er John Sinclair gegeben hatte.

Wenn er ihn jetzt hereinriß, dann war alles aus. Dann starb auch John. »Nun?«

Bill öffnete den Mund, formulierte die Worte, und sie fielen ihm verdammt schwer. »Ich – ich weiß es nicht!«

Asmodina hob nur die dünnen Augenbrauen, ansonsten zeigte sich auf ihrem Gesicht keine Reaktion. »Du weißt es nicht?« höhnte sie.

»Nein.«

»Vielleicht deine Frau.« Sie schob Bill zur Seite, damit sie Sheila anschauen konnte. »Sag du es!«

Sheila schüttelte den Kopf.

»Du weißt es auch nicht?«

»Nein.«

»Oder doch?«

»Nein, ich habe keine Ahnung, wo sich John Sinclair aufhält. Wirklich nicht.«

Bill fragte sich, wie seine Frau dieser Nervenbelastung überhaupt noch standhielt. Beide wußten sie ja, wo John steckte, aber sie logen Asmodina etwas vor.

»Da habe ich wohl Pech gehabt«, sagte die Teufelstochter.

»Wirklich, ihr wißt es nicht. Aber es könnte doch sein, daß es euch wieder einfällt, oder nicht?« Sheila und Bill schüttelten die Köpfe.

»Also nicht? Hm.« Asmodina überlegte, wenigstens tat sie so.

Aber Bill glaubte ganz sicher, daß die Teufelstochter hier nur eine große Schau abzog. Sie hielt bestimmt noch einige Karten in der Hinterhand. Bill sollte sich nicht getäuscht haben. »Ihr wißt es also nicht. Dann müßte Destero euer Gedächtnis ein wenig auffrischen.«

Sie wandte sich nach diesen Worten ruckartig um und deutete auf den kleinen Johnny. »Pack ihn dir, und schlage ihm den Kopf ab!«

***

Suko und seine Freundin Shao standen noch immer auf dem Grundstück. Sie hielten sich dort auf, wo vor wenigen Minuten noch ein Haus gestanden hatte. Jetzt war es verschwunden. Unbegreiflich…

Niemand von ihnen sprach ein Wort. Jeder mußte die Tatsache erst einmal verdauen. An den Gesichtern der beiden sah man, wie ratlos Shao und Suko waren. »Was sollen wir tun?« fragte die Chinesin. Suko hob nur die Schultern. Dann begann er die Fläche abzugehen, wo zuvor das Haus gestanden hatte. Er schritt genau die Maße ab, wo zuvor der Keller gewesen war. Auch hier war nichts zu sehen.

Einfach weg, verschwunden. Man sah keine Leitungen mehr, keine Mauern, kein Fundament – die Schwarze Magie hatte es möglich gemacht. Eine schlimme Tatsache. Als er wieder zu Shao zurückkehrte, da war er genauso schlau wie zuvor.

»Ob wir Sir James informieren?« fragte die Chinesin.

»Ja, das werden wir«, erwiderte Suko. »Nur wird er uns auch nicht helfen können.«

»Wer dann?«

Die Frage war gut, und Suko hatte während seines Gangs auch schon darüber nachgedacht. »Es gäbe unter Umständen jemanden, der das könnte«, murmelte er.

»Und?«

Suko drehte sich um und schaute Shao an. »Myxin!«

Shao nickte sofort. »Ja, das stimmt.« Dann wurde ihr Gesicht ernst. »Aber weißt du, wo er sich aufhält?«

»Nein, das ist ja das Schlimme. Als Chiimal erledigt wurde, verschwand er wieder von der Bildfläche. Er wird sich mit Kara weiterhin auf der Suche nach den Überresten der versunkenen Stadt

Atlantis begeben. Es gibt auch keine Möglichkeit, ihn anzurufen.«
»Vielleicht merkt er es von allein.«
»Das glaube ich nicht. Diese Sache hier hat nichts mit Atlantis zu tun. Außerdem kann Myxin nicht überall sein. Nein, wir stehen vor einem Rätsel, damit müssen wir uns abfinden.« Die beiden schwiegen.
Mittlerweile war es hell geworden. Ein paar Vögel zwitscherten.
Sie zogen ihre Kreise durch die klare Winterluft und hüpften von Baum zu Baum. Suko, der die kleinen Tiere beobachtete, fiel auf, daß sie den Platz, wo der Bungalow gestanden hatte, nie überflogen. Sie glitten immer daran vorbei. Das machte Suko nachdenklich, und er sprach darüber mit seiner Freundin.
»Kannst du dir den Grund denken?« fragte Shao.
Suko wiegte den Kopf. »Unter Umständen. Ich kann natürlich nur raten, aber die Aura der Schwarzen Magie ist noch nicht verschwunden. Sie besteht weiterhin zwischen dieser und der anderen Dimension.«
»Du denkst, es gibt da eine Verbindung.«
»Möglich.«
»Und?« Shao fragte bewußt, denn sie sah Sukos nachdenkliches Gesicht. Der Chinese überlegte scharf.
»Wenn diese Verbindung tatsächlich noch existiert, müßte es doch möglich sein, sie zu aktivieren«, meinte Suko.
»Das stimmt.«
»Leider weiß ich nicht wie.«
»Vielleicht mit dem Stab?«
Suko schüttelte den Kopf. »Nein, der Stab würde sie höchstens zerstören, weil er eine Waffe der anderen Seite ist. Und die Dämonenpeitsche ist dafür nicht geeignet. Verdammt, ich weiß wirklich nicht mehr weiter.«
Sie standen am Rand der Grube und blickten hinein. Und jeder von ihnen glaubte, das Flimmern zu sehen, das über dem Boden lag. Suko faßte einen Entschluß. »Ich springe rein«, sagte er.
»Nein, das ist gefährlich.«
»Du kannst ja hier warten.« Bevor Shao noch irgendeinen Einwand erheben konnte, stieß Suko sich schon ab. Federnd kam er unten auf, und sofort spürte er den Hauch des Bösen. Fremde Gedanken strömten auf ihn ein. Er merkte jetzt deutlich, daß es eine Verbindung zwischen den Dimensionen gab. Sie war noch nicht abgerissen.
Vorsichtig durchmaß der Chinese die Baugrube. Je mehr er zur Mitte hin kam, um so stärker wurde die Verbindung. Suko rechnete nach, ließ den Grundriß vor seinem geistigen Auge vorbeiziehen und kam zu dem Ergebnis, daß er sich ungefähr dort befinden mußte, wo sonst der große Wohnraum zu finden war. Hier konzentrierte sich die Magie. Und sie wurde sogar stärker.

Suko spürte den Kopfschmerz. Kräfte hatten sich hier verdichtet, die in ihrer Stärke kaum meßbar waren. Sie zogen und zerrten an ihm, versuchten, in seinen Kopf einzudringen, seine Gedanken zu zerstreuen, und Suko hatte Mühe, sich auf die Gegenwart zu konzentrieren. Shao rief seinen Namen.

Sie hockte am Rand der Grube und hatte Angst, denn auch sie spürte, daß etwas nicht stimmte.

»Suko!« rief sie. »Bitte, komm zurück. Es hat doch keinen Zweck, was du da machst.«

Der Chinese hörte nicht. Er konnte nichts hören, denn da waren plötzlich die fremden Stimmen in seinem Hirn. Suko lauschte.

Worte konnte er nicht verstehen, aber er unterschied doch, daß es sich bei den Stimmen um einen Mann und um eine Frau handelte.

Sie redeten miteinander und waren unendlich weit von Suko entfernt, aber gleichzeitig irgendwie nah.

Ein Phänomen!

»Suko!« Wieder rief Shao, und der Chinese hörte die Stimme seiner Freundin wie durch einen Filter.

Unendlich langsam wandte er den Kopf. Shao sah von ihrem Platz, daß Suko jede seiner Bewegungen Mühe bereitete. Sie fielen ihm ungeheuer schwer.

Er starrte Shao an.

Die schwarzhaarige Frau erschrak. Sukos Gesicht war gerötet.

Sogar Schweiß glitzerte auf seiner Haut. Er schien entrückt zu sein und fremden Stimmen zu lauschen, die in irgendeiner sphärenhaften Ferne aufklangen und an Sukos Ohren drangen.

»Komm raus!«

Dumpf erreichten die Worte Sukos Ohren. Er reagierte nicht.

Die andere Kraft wurde stärker. Sie verdichtete sich zu einem regelrechten Sog, der Suko immer mehr packte und innerhalb seines Körpers wie Elektrizität wühlte.

Das Fremde überwog.

Plötzlich verschwammen vor Suko die Umrisse der Baugrube.

Die lehmigen Wände lösten sich auf, wurden zu nebelhaften Gebilden, und dabei war es Suko, dessen Körper plötzlich in die andere Dimension gerissen wurde.

Shao konnte dies genau beobachten. Ihre eigene Hilflosigkeit machte sie stumm.

Die Chinesin mußte mit ansehen, wie sich Suko vor ihren Augen langsam auflöste und verschwand.

Asmodinas Magie hatte auch ihn getroffen!

***

Die Teufelstochter warf Destero das Schwert zu, und der

Dämonenhenker fing die Klinge geschickt auf. Mit der rechten Hand umfaßte er den Griff, mit der Linken hob er Johnny Conolly hoch, der anfing zu weinen und verzweifelt seine kleinen Arme ausstreckte und nach seinen Eltern greifen wollte.

Sheila und Bill waren wie betäubt. Beide glaubten, sich verhört zu haben.

Wie konnte jemand nur so brutal, gemein und widerlich sein und ein kleines, unschuldiges Kind umbringen. Das ging einfach nicht in ihre Köpfe hinein.

Doch sie brauchten sich nur Destero anzuschauen, um zu sehen, daß dies keine leere Drohung war.

Der Dämonenhenker hatte das Schwert zum Schlag erhoben.

Die Spitze befand sich etwa eine Armlänge vom Körper des Kindes entfernt. Ein kurzer Stoß würde genügen…

In Sheilas Kopf wirbelten die Gedanken. Es herrschte ein völliges Durcheinander. Die Frau konnte das Grauen kaum noch ertragen.

Sie wollte ohnmächtig werden, andererseits sah sie ihr Kind, das so nah und doch so weit entfernt war.

Mein Gott…

Auch Bill Conolly war ein völlig Fremder geworden. Sein Gesicht hatte sich verzerrt. Er sah anders aus, vom blanken Entsetzen gezeichnet. Halboffen stand sein Mund. Speichel quoll hervor und lief am Kinn entlang.

Bill merkte es nicht.

Dafür hörte er die Stimme der Teufelstochter, die sich für den brutalen Befehl verantwortlich zeigte.

»Ich habe meinen rechten Arm erhoben, Bill Conolly. Wenn ich ihn herunternehme, ist das für Destero das Zeichen, dein Kind zu töten. Also, noch einmal: Wo befindet sich John Sinclair?«

»Hier!« peitschte eine kalte Stimme.

Und mit diesem Wort betrat ich den Raum!

***

Ich hätte gern, schon früher eingegriffen, war aber nicht rasch genug weggekommen und hatte deshalb buchstäblich bis zum letzten Moment warten müssen. So aber war es mir gelungen, ungesehen bis an die Tür zu gelangen. Die Überraschung war perfekt. Wie Ölgötzen standen die Hauptakteure herum. Sogar Asmodina hatte ich mit meinem Auftauchen geschockt. Und Destero ließ vor Schreck den kleinen Johnny los, der zum Glück so auf die runde Platte fiel, daß er sich nicht wehtat.

In der rechten Hand hielt ich die Beretta, das Kreuz lag vor meiner Brust und schützte mich in diesen Augenblicken vor einem dämonischen Angriff.

In dieser Welt konnte ich mich auf das Kruzifix verlassen, denn hier konzentrierte sich das Böse an sich. In diesen Dimensionen hatten vor unsagbaren Zeiten die Kämpfe zwischen Gut und Böse stattgefunden, hier hatte der Tod reiche Ernte gehalten, und es waren Gut und Böse entstanden.

Der Überlieferung nach waren die abtrünnigen Engel – Luzifer an ihrer Spitze – in die Hölle geschleudert worden, und da mein Kreuz die Insignien der vier Haupterzengel trug, galt auch in dieser Dimension ihre Magie.

Was bei fremden Mythen nicht immer der Fall war, denn sie waren nach der großen Auseinandersetzung entstanden. Man konnte sie als gefährliche Splittergruppen bezeichnen. Nun aber stand ich abermals dem Urbösen gegenüber, manifestiert in Asmodina, der Tochter des Teufels, des ehemaligen Erzengels Luzifer, jetzt Herrscher der Hölle. Die beiden Conollys starrten mich an, als wäre ich ein Geist. Für sie mußte mein Auftauchen auch ungeheuer überraschend gekommen sein. In ihren Augen las ich Unglauben und Nichtbegreifen, aber auch wieder eine winzige Spur Hoffnung.

Noch war nichts entschieden, aber nach wie vor standen unsere Chancen verdammt schlecht.

Wir waren zu dritt gegen zwei Gegner, aber Asmodina konnte man überhaupt nicht ausrechnen, dazu war sie viel zu mächtig. Sie beherrschte die Magie perfekt und konnte uns mehr Schwierigkeiten bereiten, als uns allen lieb war. Asmodina fing sich auch als erste. »Ich wußte, daß du nicht tot bist, Geisterjäger, obwohl der Bluff so gut war, daß Destero darauf hereinfiel, aber das ist keine Kunst«, schwächte sie ab. »Mich jedenfalls konntet ihr nicht bluffen.«

»Das habe ich mir gedacht«, sagte ich. »Du hast dich im Haus versteckt?«

»Ja.«

»Und du bist bewaffnet. Auch ein Fehler, dir die Waffen so zu lassen, daß du sie nehmen konntest. Ich habe mich da leider auf einen Falschen verlassen.«

»Was hast du jetzt vor?« fragte ich, während ich Destero nicht aus den Augen ließ.

»Weißt du, wo du dich befindest?« antwortete Asmodina mit einer Gegenfrage.

»In deinem Reich.«

»Ich besitze viele Reiche. Denk nur an die Schädelwelt, wo wir dich fast gehabt hätten. Aber du bist dort, wo du vor kurzem schon mal warst. Dein Grab wartet noch auf dich.«

»Müßte ich dazu nicht erst wieder die Kammern der Tausend Qualen durchqueren?«

»Nein, die Probe hast du bestanden. Leider bist du uns im letzten

Augenblick entwischt, denn dieser Zwerg Myxin hat in die Auseinandersetzung eingegriffen. Das wird heute nicht passieren. Ich habe dieses Reich durch eine starke Magie abgeschirmt, die niemand durchbrechen kann, wenn ich es nicht will.«

»Dein Grab gefällt mir nicht«, flüsterte ich kalt.

»Wie willst du denn überleben?«

»Indem ich kämpfe. Ich bin ja nicht ohne Grund hier. Ich will Destero!«

Die Teufelstochter lachte. »Destero willst du? Narr, John Sinclair, mehr sage ich nicht dazu. Destero wird dich täten. Sein Schwert ist stärker.«

»Ich lasse es darauf ankommen.«

Auch der Dämonenhenker hatte meine Worte gehört. »Du willst mit mir kämpfen, Geisterjäger? Womit denn?« Ich drehte mich halb.

»Mein Kreuz wird dich vernichten, Destero! So wie es auch den Schwarzen Tod vernichtet hat. Vier Erzengel haben ihre Zeichen hinterlassen, durch ihre Magie wird dein unseliger Körper zerstört.«

Destero zuckte zusammen. Diese Worte hatten ihn getroffen, aber nicht Asmodina.

Sie sprach mich an. »Klar kannst du gegen Destero antreten, John Sinclair, aber ohne dein Kreuz und ohne Waffen. Mit bloßen Fäusten wirst du ihm gegenüberstehen. Dann stellt es sich heraus, wer der Stärkere ist.«

Diese Worte bewiesen mir, daß Asmodina Angst um ihren Dämonenhenker hatte. Sie traute ihm zwar viel zu, aber nicht soviel, daß er mich besiegen konnte. Auch sie fürchtete sich vor meinem Kreuz. Dagegen hatte sie noch kein Mittel gefunden. Ich war versucht, die Kette über den Kopf zu streifen und Asmodina das Kreuz entgegenzuschleudern, aber dann wären unter Umständen Bill und Sheila schutzlos gewesen, denn es war nicht sicher, ob das Kreuz Asmodina vollständig ausschalten konnte. Sie kannte sicherlich genügend Tricks, um einem schnellen Treffer zu entgehen.

»Ich trete trotzdem gegen ihn an«, sagte ich fest.

»Bist du wahnsinnig, John?« schrie Bill Conolly. »Du kannst doch nicht waffenlos…«

»Doch, ich kann«, unterbrach ich ihn.

»Dann weg mit dem Kreuz!« zischte Asmodina.

»Nein, so leicht mache ich es dir nicht. Erst läßt du den Kleinen frei!«

Die Teufelstochter zögerte. Ich wußte, daß ich von ihr viel verlangte. Denn wenn sie Johnny freiließ, gab sie damit ihren letzten Trumpf aus der Hand. »Destero!«

Der Henker war von ihr angerufen worden und wußte, was er zu tun hatte.

Eine schnelle Bewegung, und plötzlich zeigte die Klinge wieder auf

den Jungen.

Verdammt, die hatten mich reingelegt.

Sheila schrie auf. Sie hatte in den letzten Minuten eine relative Ruhe genossen, doch nun sah sie Johnny wieder im Mittelpunkt des mörderischen Spiels.

Ich streifte die Kette über meinen Kopf. In diesem Moment überschwemmte mich die Wut, ich schleuderte das Kreuz auf Asmodina zu und sah die lautlose Explosion. Heller als tausend Sonnen strahlte sie auf, blendete uns, dann war alles vorbei. Langsam öffnete ich die Augen.

Die Szene hatte sich nur wenig verändert. Asmodina stand nicht mehr an ihrem Platz, dafür war jedoch der magische Ring um die runde Steinplatte zerstört. Mein Kreuz lag daneben.

Blitzschnell bückte ich mich, um es wieder an mich zu nehmen, als sich Bill Conolly auf mich warf. »Nicht!«

Dem Anprall konnte ich nicht standhalten und fiel zu Boden. Bill hatte im allerletzten Augenblick reagiert. Hätte ich das Kreuz genommen, wäre es um mein Patenkind geschehen gewesen. Destero hielt dem Kleinen das Schwert an die Kehle. »Die Finger weg!« schrie eine scharfe weibliche Stimme. Ich drehte mich am Boden.

Die Teufelstochter war wieder da!

Und sie hatte sich präpariert. Meine Augen weiteten sich entsetzt, Sheila stieß einen erstickt klingenden Ruf aus, denn wie auch ich sah sie die grünen, mannshohen Schlangen, die sich aufgerichtet hatten und die Teufelstochter wie ein Schild schützten. Sie befanden sich nicht weit von den Conollys entfernt und neigten sogar ihre Köpfe den beiden entgegen, um sofort zubeißen zu können, wenn ihre Herrin es befahl. »Rühr das Kreuz nicht an!« befahl die Teufelstochter. Ich hütete mich wirklich davor, es in die Hand zu nehmen, denn nun hatte man mich von zwei Seiten unter Kontrolle.

Einmal Destero, der Dämonenhenker, der sich den Kleinen als Geisel genommen hatte, und zum anderen Asmodina mit ihren Schlangen, die auf ihren Befehl hin gehorchten.

Das erinnerte mich wieder an Apep, die Höllenschlange, in die sich Asmodina einmal verwandelt hatte. Damals hatte sie mir zu verstehen gegeben, daß sie und die Schlange eine Person wären. Ich hockte noch immer am Boden, hob beide Arme halb in die Höhe und drehte die Flächen nach außen. Auch die Beretta hatte ich zur Seite gelegt.

»Es ist gut«, sprach ich die Teufelstochter an. »Ich komme deinen Befehlen nach.«

»Dann steh auf.«

Ich bewegte mich bewußt langsam, denn ich wollte Sekunden herausschinden.

Hoffentlich gelang es mir noch, einen Ausweg zu finden. Es kam jetzt

alles auf mich allein an. Sheila und Bill waren aus dem Rennen.

Ich wollte Destero endgültig vernichten und dabei noch den kleinen Johnny retten.

Eine fast unlösbare Aufgabe, und tief in meinem Innern machte sich die Angst breit, es nicht zu schaffen. Asmodina trat einen Schritt vor. Die Hälfte der Schlangen wandten sich dabei von ihr ab und umringten die Conollys. Die anderen glitten an ihrem Körper hoch, wobei sie sich um den Hals, Gelenke, Arme, Beine und Hüften drehten.

Asmodina schien sich sehr wohl zu fühlen. Das sah ich ihrem Gesicht an.

»Gern hätte ich dich persönlich getötet«, sagte sie. »Aber ich habe Destero schon damals versprochen, daß ihm die große Aufgabe zufällt, dich endgültig zur Hölle zu schicken. Du sollst durch seine Hand und durch sein Schwert sterben, John Sinclair. So will ich es haben!«

Die Worte beeindruckten mich nicht sonderlich. Ich hatte ja damit gerechnet und sogar oft genug gehofft, daß es zu einer Entscheidung zwischen mir und Destero kommen würde.

Allerdings unter anderen Bedingungen, da bin ich ehrlich genug, dies zuzugeben. Während wir kämpften, würde der kleine Johnny zwischen uns liegen.

Gab es etwas Schlimmeres?

Ich wandte den Blick nach rechts.

Breitbeinig hatte sich der Dämonenhenker auf der Steinplatte aufgebaut. Das Schwert hielt er jetzt waagerecht, es bildete mit seinem Gürtel eine Linie.

Eine höllische Klinge, fürwahr. Irgendwie erinnerte sie mich an eine Waffe, die Tokata, der Samurai des Satans, trug. Auch er konnte die Klinge meisterlich führen, war darin ein Könner ersten Ranges, wie eben Destero.

»Geh zu ihm. Er erwartet dich, und ich will endlich den großen Kampf sehen!« befahl die Teufelstochter.

Ich nickte.

Sie sagte noch etwas, aber das galt nicht mir, sondern den Schlangen, die sie beschützten. Auf einen zischenden Befehl hin lösten sie sich vor meinen Augen auf.

Bevor ich die wenigen Schritte vorging, warf ich Bill und Sheila noch einen Blick zu.

Ihre Gesichter wirkten wir Masken. Frost schien auf ihrer Haut zu liegen. Kein Muskel regte sich.

Wie mußte es in ihnen aussehen? Sie hatten sich an den Händen gefaßt, jeder berührte so den anderen und gab ihm vielleicht ein wenig Sicherheit oder Vertrauen.

Wie gern, hätte ich ihnen gesagt, daß alles nur ein Traum war, aus

dem sie bald aufwachen würden, aber das konnte ich nicht. Ich hätte lügen müssen. Dann ging ich die ersten Schritte vor…

***

Destero zeigte sich schon sehr ungeduldig. Er wippte auf den Fußbällen, die Augen in den Schlitzen leuchteten. Unruhig bewegte er den Kopf, so daß seine Kapuze Falten warf. Ich hätte gern gewußt, welch ein Gesicht sich hinter dem Stoff verbarg. Wie sah Destero aus? Welch eine grausame Überraschung würde er mir bieten?

Sicherlich wußten nur wenige, was sich hinter der scharlachroten Kapuze verbarg, und unter den wenigen befand sich bestimmt Asmodina. Ich aber war fest entschlossen, es heute noch herauszufinden. Ich wollte es sehen.

Dann berührte ich mit meiner Hose den Stein. Destero, sowieso schon größer und breiter als ich, wirkte jetzt, wo er erhöht stand, wie ein Riese.

Man konnte schon Angst bekommen.

Mein Herz klopfte schneller. In meinen Handflächen hatte sich Schweiß gesammelt. Ich ärgerte mich darüber, daß ich mich hatte aus dem Spiel bluffen lassen. Dieser höllische Poker war nicht zu meinen Gunsten entschieden worden. »Komm schon, Geisterjäger!«

»Nur keine Eile!« Mein Blick glitt tiefer. Ich sah den Kleinen, der mir aus großen Augen entgegensah und jetzt die Lippen zu einem Lächeln verzog.

Der Anblick schnitt mir ins Herz und hinterließ dort eine schmerzende Wunde.

Was konnte ein kleines Kind dafür, daß es eine Auseinandersetzung zwischen Gut und Böse gab? Johnny war in die Gefahr geraten, zwischen den Steinen zerrieben zu werden. Das mußte man ganz klar sehen.

Und das wollte ich auf gar keinen Fall. Ich wollte Johnny nicht in meiner Nähe haben, wenn ich gegen den Dämonenhenker einen Kampf auf Leben und Tod ausfocht. Er mußte weg.

Ich reagierte gedankenschnell. Bevor Destero auch nur etwas unternehmen konnte, schnellte mein rechter Arm vor, ein blitzschneller Griff, und ich hatte Johnny gepackt und zu mir herangezogen.

Sofort warf ich mich zurück.

Ich hörte ein Pfeifen und registrierte, daß Destero, der brutale Schlächter, tatsächlich zugeschlagen hatte. Er hatte das Kind töten wollen, doch die Klinge verfehlte uns, sirrte mit der Spitze über die Steinplatte und ließ einen Funkenbogen entstehen. Als Destero das Schwert wieder anhob, drückte ich dem überraschten Bill seinen Jungen in den Arm. »Halt ihn fest«, sagte ich nur und wandte mich

sofort wieder um, denn ich rechnete mit einer weiteren Aktion des Henkers. Doch der war auf der Platte stehengeblieben. Glück gehabt.

Auch Asmodina griff nicht ein. Sie sagte nur: »Auch das wird dir nichts helfen!«

Nein, bestimmt nicht. Aber diese Aktion hatte so etwas wie den Mut und den Trotz in mir hochgepeitscht, obwohl mein Leben weiterhin an einem seidenen Faden hing. Ich ging wieder vor. Und diesmal betrat ich ohne zu zögern die runde Steinplatte, die als Kampfplatz diente. Sofort ging Destero zurück und nahm eine Kampfhaltung ein. Den linken Arm hatte er etwas zurückgenommen, in der rechten Hand hielt er das Schwert. Wenn man die mörderische Klinge aus der Nähe sah, dann erkannte man erst, wie scharf sie doch an beiden Seiten geschliffen war. Die zerhieb alles.

Auch mich.

Noch zögerte der Dämonenhenker. Ich erkannte schon sehr bald den Grund. Er wartete auf das Signal. Das gab Asmodina! »Fang an!« schrie sie…

***

Shao hatte es am Rand der Grube nicht lange ausgehalten. Kaum war Suko verschwunden, da rannte sie zurück. Sie lief quer durch den Garten, die Angst schüttelte sie und auch die Befürchtung, daß alles zu spät war.

Der Weg kam ihr auf einmal doppelt so lang vor, und als sie schließlich gegen das Tor fiel, hatte sie kaum noch die Kraft, darüber zu klettern. Das mußte sie jedoch, weil es sich auch von innen leider nicht öffnen ließ.

Sie keuchte. Shao wußte wirklich nicht, was sie noch unternehmen sollte, deshalb wollte sie Sir James Powell anrufen.

Vielleicht wußte der einen Rat.

Zwei Minuten vergingen. Dann waren Shaos Kräfte so weit zurückgekehrt, daß sie es riskieren konnte. Sie kletterte am Tor hoch.

Zweimal rutschte sie an den glatten Stangen ab, erst beim dritten Anlauf gelang es ihr, das Hindernis zu überwinden. Als sie auf der anderen Seite zu Boden sprang, konnte sie den Sprung nicht mehr abfangen und fiel hin. Sofort kämpfte sie sich wieder hoch.

Shao taumelte über den Gehsteig und dachte nicht mehr an die Glätte. Wieder fiel sie.

Tränen der Wut traten in ihre Augen. Weiter oben in der Straße sah sie einen dunklen Wagen fahren. Sie aber wollte zu einem Telefon.

Shao rannte die Villenstraße entlang. Dabei achtete sie sehr auf die Eisfelder, denn ein Ausrutscher hatte ihr gerade noch gefehlt.

Wo stand die nächste Zelle?

Shao erreichte das Ende der Straße. Sie blieb an einer Kreuzung

stehen. Blickte nach rechts und nach links. Eine Zelle sah sie zwar nicht, aber ein altes Haus, das keinen großen Vorgarten hatte, den sie erst durchqueren mußte. Er war auch nicht durch ein Tor abgesichert.

Die Chinesin lief quer über die Straße, erreichte das Haus, sah das Klingelbrett und schellte Sturm.

Sie hatte den Knopf gedrückt, der zur Erdgeschoß-Wohnung gehörte. Das Geräusch hallte bis an ihre Ohren. Jemand drückte die Haustür auf, und Shao taumelte in den Flur. Aus einer Tür waren zwei ältere Leute getreten, die Shao überrascht anschauten.

Die Chinesin hob den Kopf. »Bitte!« keuchte sie. »Kann – kann ich bei Ihnen telefonieren?«

Der Mann handelte schnell und gab den Weg frei. Von der Wohnungseinrichtung bemerkte Shao nichts, sie sah nur das Telefon im Flur. Sie riß den Hörer von der Gabel und wählte mit zitternden Fingern die Nummer des Yard.

»Bitte, Sir James Powell.« Sie bekam die Verbindung.

»Sir«, rief die Chinesin, »es ist etwas Schreckliches passiert.«

Dann berichtete sie.

Das ältere Ehepaar stand in der Diele. Als die beiden hörten, daß ein Haus von einem Augenblick zum anderen völlig verschwunden sein sollte, sahen sie sich nur an. Beide dachten das gleiche. Die gehört in eine Irrenanstalt.

***

Destero griff an!

Er hieb schräg von oben nach unten, doch die Bewegung war zu langsam, ich konnte der Klinge mit einem beinahe lässigen Sidestep entgehen. Der Henker lachte.

Da wußte ich, daß er nur getäuscht hatte. Er wollte mit mir spielen, mich hin- und herhetzen, um dann hart und grausam zuzuschlagen.

Den nächsten Stich duckte ich ab.

Zwischen Kopf und Schulter rasierte die Klinge vorbei, sogar den Luftzug spürte ich. Destero zog seinen Arm sofort wieder zurück und wechselte die Klinge jetzt in die linke Hand. Seine schwarzen Lederhandschuhe umklammerten den Griff, und am Schlag erkannte ich, daß er mit der linken Hand ebensogut schlagen konnte wie mit der rechten. Dem Hieb entging ich mit einem Sprung. Sofort war Destero wieder da. Diesmal stieß die Spitze waagerecht auf mich zu.

Für den Bruchteil einer Sekunde verspürte ich Angst, und das Gefühl lähmte meine Reaktion. Plötzlich berührte mich die Klinge an der Brust, sie durchdrang die Kleidung, und ich nahm den scharfen, beißenden Schmerz wahr, als mir die Spitze die Haut einritzte.

Stocksteif blieb ich stehen.

Unter der Maske schallte mir das Lachen des Dämons entgegen.

Jetzt hatte er mich da, wo er mich hinhaben wollte. Ich war waffen- und wehrlos, und spreizte meine Arme vom Körper. Himmel, war das ein Gefühl.

Ich bekam das Zittern in den Knien, mein Magen revoltierte, die große Angst überschwemmte mich.

Wie aus weiter Ferne vernahm ich Sheilas angsterfüllten Ruf, und aus den Augenwinkeln sah ich Asmodina, wie sie sich zur Seite bewegte und dann stehenblieb, um besser sehen zu können. Ich steckte in der Falle. Mein Leben lag in der Hand dieses grausamen Dämons.

Er brauchte nur zuzustoßen, und die Klinge würde mich durchbohren.

Es fällt mir schwer, meine Gefühle zu beschreiben, die mich damals ergriffen hatten. Aber eins war besonders stark ausgeprägt.

Die Todesangst!

Eine Wunde hatte mir die Spitze schon zugefügt. Ich merkte, wie das Blut daraus hervorrann und an meiner Haut entlanglief, bevor das Hemd es aufsaugte.

»Ich habe ihn!« triumphierte der Dämonenhenker und lachte abermals grollend auf.

»Ja, das sehe ich.« Asmodina ging noch einen weiteren Schritt zur Seite, um mich besser anschauen zu können. Sie nickte. »Das habe ich mir immer gewünscht. Wie geht es denn einem Geisterjäger, wenn er auf der Schwelle zum Tod steht?« Ich gab keine Antwort.

Dafür rann mir der Schweiß in Strömen über das Gesicht. Asmodina konnte erkennen, daß es mir verdammt mies ging.

»Sag doch was! Du bist doch sonst immer so ein großer Held«, verhöhnte sie mich.

Meine Kehle war zu trocken. Die Angst hatte sie regelrecht zugeschnürt.

Was ich hier durchmachte, waren schlimme Dinge, wie ich sie sonst nur in Alpträumen erlebte.

»Willst du ihn durchbohren?« fragte der Dämonenhenker. Dabei drehte er den Kopf, um Asmodina ansehen zu können.

»Ich überlege noch.«

»Du bist die Herrin. Ich überlasse dir die Wahl.« Die beiden redeten miteinander. Auch Bill und Sheila hörten die Worte. Der Reporter hatte sich inzwischen wieder ein wenig gefangen und das Entsetzen der letzten Minuten überwunden. Er hatte den Kleinen Sheila in die Arme gedrückt, die ihren Jungen fest umklammert hielt. Bill Conolly hatte eine Idee.

Er konnte seine Blicke einfach nicht von dem Kreuz lösen, das dicht vor dem kreisrunden Altar auf dem Boden lag und einen schwachen Glanz abstrahlte. Sollte er das Kreuz nehmen? Asmodina war abgelenkt, Destero ebenfalls. Solch eine Chance erhielt er vielleicht

nie mehr. Bill bewegte sich behutsam vor.

Sheila merkte dies. Sie erschrak, als sie sah, was ihr Mann vorhatte, doch sie sagte nichts und hielt eisern den Mund. Bill Conolly konnte sich weiter vorbewegen, während Asmodina und Destero über mich verhandelten. Das Kreuz!

Es schien Bill anzulachen, ihn zu locken, und er mußte es besitzen!

»Sei vorsichtig!« Sheilas Warnung war kaum zu hören. Bill nickte nur knapp. Er konnte nicht tatenlos mit ansehen, wie sein bester Freund umgebracht werden sollte. Zum Glück achtete niemand auf ihn, denn die beiden waren mit mir beschäftigt.

»Denk an mein Versprechen«, sagte die Teufelstochter plötzlich.

»Ich gebe dir die Chance, John Sinclair zu töten. Du hast sie nun. Nimm sie endlich wahr!«

Diese Worte waren das Todesurteil, und sie festigten in mir einen verzweifelten Entschluß. Ich setzte in diesen Augenblicken alles auf eine Karte.

Blitzschnell ließ ich mich nach hinten fallen und gleichzeitig in die Knie. Das ging so rasch, daß Destero nicht mehr dazu kam, mir die Klinge in die Brust zu stoßen. Ich war verschwunden.

Trotzdem stieß er das Schwert nach vorn, doch es fuhr über meinen Kopf hinweg.

Aus der Hocke wuchtete ich meinen Körper auf den Dämonenhenker zu. Die Arme ausgestreckt, gelang es mir, mit den Händen Desteros Knöchel zu umklammern. Hart packte ich zu und riß gleichzeitig an seinen Beinen. Der Dämonenhenker kippte mir entgegen. Ich rollte mich auf dem Boden herum, damit er mir nicht noch im letzten Augenblick sein Schwert in den Rücken bohren konnte. Die Klinge prallte auf den Stein und verursachte dort einen singenden Ton.

Natürlich hatte auch Asmodina bemerkt, daß nicht alles nach ihren Wünschen ablief.

Sie erlitt einen regelrechten Kollaps, wollte in den Kampf eingreifen, als sich Bill Conolly mit einem wahren Hechtsprung auf das Kreuz warf, es an der Kette packte, sie festhielt und das Kruzifix dann auf die Teufelstochter zuschleuderte. Die Weiße Magie des Kreuzes explodierte in einer grellen Lichtkaskade, die Asmodina traf und quer durch den Raum zurückschleuderte. Sie war zwar nicht von dem Kreuz unmittelbar getroffen worden, aber es hatte sich ihrer magischen Aura so weit genähert, daß es sie erst einmal aus dem Geschehen riß. Asmodina heulte wie eine Furie und sah Bill Conolly auf sich zukommen.

Der Reporter hatte jetzt einen Punkt erreicht, wo ihm alles egal war. Er wollte die Teufelstochter vernichten. Ich kämpfte inzwischen gegen Destero. Der Dämonenhenker hatte sich wieder gefangen. Er sprang auf die Beine und trat wie ein Pferd aus. Damit hatte ich wieder nicht

gerechnet. Nicht schnell genug kam ich weg, und der Tritt schleuderte mich zurück auf die Platte. »Ahhh!« schrie Destero triumphierend und sprang auf mich zu, wobei er sein gewaltiges Schwert hoch über den Kopf schwang, um es auf mich niedersausen zu lassen. Ich rollte weg.

Meinen Körper wuchtete ich um die eigene Achse, der Hieb verfehlte mich und traf dafür genau in der Mitte der Steinplatte die Teufelsfratze.

Diesmal wurden grellrote Funken hochgeschleudert, die mir gegen das Gesicht spritzten.

Bis zum Rand der Platte rollte ich und kam wieder auf die Beine.

Destero holte zu einem Rundschlag aus. Der hätte mich buchstäblich geteilt. Wieder flog ich zur Seite.

Das Schwert pfiff an mir vorbei, und Destero hatte Mühe, seinen eigenen Schwung abzufangen. Erneut holte er aus.

Da jedoch geschah etwas, womit ich nicht mehr gerechnet hatte.

Genau über der Teufelsfratze begann die Luft zu flimmern, wurde zu einer roten Säule, aus der sich eine Gestalt schälte. Suko. Und er hielt den Stab in der rechten Hand!

Im Bruchteil einer Sekunde erkannte ich meine Chance, die der Chinese mir bot.

Einen Herzschlag später hatte er sich vollends materialisiert.

Ich sprang auf ihn zu, prallte gegen ihn und riß ihm den Stab aus der Hand, während ich ihn selbst von der runden Platte fegte.

Destero kam.

Er hechtete mit gezücktem Schwert auf mich zu, wollte alles klarmachen, als ich den Stab einsetzte.

Ich schrie das bewußte Wort.

»Topar!«

Und das Erbe Buddhas reagierte.

Plötzlich erstarrten sämtliche Akteure in den Bewegungen, nur ich nicht, und ich nutzte die einmalige Chance, die sich mir bot.

Ich sprang auf Destero zu, packte seinen rechten Arm, wuchtete ihn herum und riß ihm das Schwert aus der Faust.

Jetzt hatte ich die Waffe.

Im nächsten Augenblick waren die fünf Sekunden vorbei.

Destero bewegte sich wieder…

***

Des einen Freud, des anderen Leid, das sagt schon ein altes Sprichwort. Und so ähnlich mußte es Bill Conolly ergehen, als er sich aufraffte und Asmodina mit dem Kreuz attackieren wollte. Sie stand inmitten einer Lichtwolke und hatte die Arme hochgerissen.

Ein kurzes, abgehacktes Gelächter drang aus ihrem Mund, sie setzte dabei all ihre Fähigkeiten ein, um die magische Wolke zu vernichten.

Das gelang ihr jedoch nicht.
Die Kraft des Kreuzes schien stärker zu sein als Asmodina. Sie drang in ihren Körper und wollte ihn zerstören. In Bill loderte eine wilde Freude hoch. Plötzlich wußte er, daß er es packen konnte. Ja, er konnte sie vernichten.
Und er warf sich auf die Teufelstochter. Das Kreuz gab ihm die Kraft und den Mut dazu.
Bill war so in seine Aufgabe vertieft, daß er die Umgebung vergaß. Er sah nicht, wie Suko erschien, hörte aber den Ruf und erstarrte.
Halb schwebend hing der Reporter in der Luft, den linken Arm zurückgebogen, den rechten ausgestreckt. Auch Asmodina bewegte sich nicht. Sie war ebenfalls von dem Bann getroffen worden. Doch einem machte er nichts aus, Urplötzlich erschien eine dunkle Gestalt, mehr ein Schatten, der Asmodina einhüllte und sie mit seinem eigenen Körper schützte. Der Spuk! Da war die Zeit um.
Bill fiel nach vom. Er sah nicht mehr Asmodina, sondern den Spuk, der die geschwächte Teufelstochter umfaßt hielt und sie gegen den Reporter abdeckte.
Bill Conolly wollte mit dem Kreuz zuschlagen, da hatte er kein Ziel mehr. Der Spuk und Asmodina waren verschwunden!

***

Destero sah mich an, und er starrte auf die Waffe, die ich in der Hand hielt.
Sein Schwert!
Ich lachte. »So, Dämonenhenker, jetzt werden wir sehen, wer der bessere von uns beiden ist. Du wolltest mich töten, doch nun bin ich an der Reihe. Ich bringe dich um!«
Ich merkte, daß ihn meine Worte getroffen hatten. So etwas war noch nie vorgekommen, daß ein Mensch ihn bedrohte. Es warf all seine Vorstellungen völlig durcheinander, das konnte Destero nicht verkraften.
Dann schlug ich zu.
Ich wunderte mich dabei, wie glatt und elegant ich die lange Klinge führen konnte, als wäre sie extra für mich geschmiedet worden. Es war ein gutes Gefühl, und Destero kam nicht so schnell weg. Er hatte mich gleichzeitig angreifen wollen. Mit dem rechten Arm schlug er nach mir, und hieb genau in meinen Schwerthieb hinein.
Die Schneide trennte seine Hand vom Arm.
Ich sah, wie die Hand in der Luft schwebte, aber nicht zu Boden fiel. Es war die, an der der Ring mit Asmodinas Konterfei saß.
Dann jedoch wurde mein Blick abgelenkt, und ich konnte mich nicht mehr um die Hand kümmern.
Zuerst hatte ich gedacht, daß die Schnittstelle glatt gewesen wäre,

doch da unterlag ich einem Irrtum.
Kein Blut drang aus der Wunde.
Keine Sehnen waren zu erkennen!
Keine Adern, keine Knochen!
Dafür etwas anderes – Kabel!
Jawohl, ich sah elektrische Drähte und Kabel aus dem Armstumpf ragen.
Ein irrer Gedanke schoß mir durch den Kopf. Sollte Destero vielleicht kein Mensch und auch kein Dämon sein, sondern ein…
Mann, das wäre ja ungeheuer.
Jetzt wollte ich es genau wissen. Noch nie hatte ich sein Gesicht gesehen. Immer hatte er es vor meinen Blicken verborgen. Die Zeit war nun vorbei.
Wie lange hatte ich darauf gewartet, Destero fertigzumachen!
Er reagierte auch längst nicht mehr so wie früher. Seine Bewegungen waren träge geworden, müde, schlaff. Er deckte kaum noch seinen Körper. Ich sprang vor.
Von oben nach unten hieb ich mit meinem erbeuteten Schwert zu und schlug ihn quer in die Brust.
Die Haut riß auf, ein breiter Spalt entstand. Aber war es überhaupt Haut, oder bestand sie aus irgendeinem anderen künstlichen Zeug? Kein Blut quoll aus der Wunde. Ich sah etwas in seinem Innern blinken, doch es blieb mir nicht die Zeit, genauer nachzusehen, denn ich attackierte ihn weiter. Der nächste Hieb.
Diesmal zielte ich nach seinem Kopf. Destero wollte zwar zur Seite ausweichen, doch er war zu langsam. Mit der scharfen Schwertspitze teilte ich den Stoff der Kapuze. Nach zwei Seiten fiel er weg.
Meine Augen wurden groß. Zum erstenmal seit ich Destero kannte, sah ich sein Gesicht!

***

Ein Gesicht? Nein, das war kein Gesicht. Das war ein viereckiger Kasten, ähnlich wie bei einem Roboter. Und nicht nur ähnlich.
Dieser Dämonenhenker war ein Roboter. An dieser Tatsache biß keine Maus den Faden ab! Destero hatte einen metallenen Schädel.
Jetzt wußte ich auch, weshalb die Augen immer so seltsam geglänzt hatten. Auch sie waren künstlich und hatten den metallischen Glanz. Diese Erkenntnis schockte mich und ließ mich zögern, noch einmal zuzuschlagen.
Mein Blick glitt von seinem Gesicht weg, tastete sich abwärts und blieb dort haften, wo das Schwert die große Wunde gerissen hatte.
Ich schaute in das Innere des Dämonenhenkers und sah auch hier keine Organe, sondern elektrische Bauteile und zahlreiche feine Drähte. Wieder hieb ich zu.

Diesmal wuchtete ich das gewaltige Schwert gegen den Kopf des Dämonenhenkers.

Es gab ein klirrendes Geräusch, doch die Klinge schaffte es und drang in den viereckigen Schädel ein. Sie hieb einen klaffenden Spalt in den Kopf.

Plötzlich blitzte, schmorte und zuckte es. Der Schlag mußte wohl irgendeinen Kurzschluß ausgelöst haben, denn die Bewegungen des Dämonenhenkers gerieten außer Kontrolle. Er riß seinen gesunden Arm hoch, tanzte hin und her, wurde herumgeworfen, vollführte ungelenke Bewegungen, seine Augen verloren an Glanz, und eine gewaltige Kraft drückten sie aus der Metallfassung, so daß sie vorsprangen. Destero lief in meinen nächsten Hieb. Der trennte einen Arm ab.

Ich schlug wie ein Berserker auf den Roboter ein, zerstörte in wilder Wut dieses dämonisch-technische Gebilde, das mich all die Jahre über so gequält hatte. Ich schlug weiter.

Dabei bemerkte ich gar nicht, daß meine Freunde die runde Altarplatte umstanden.

Sheila, die den kleinen Johnny auf dem Arm trug, Suko, Bill, sie standen und staunten.

Ich schlug weiter. Zerhieb diesen verdammten Roboter, stand inmitten bläulich schimmernder und zuckender Blitze und drosch mit dem Schwert auf ihn ein.

Bis plötzlich etwas Glänzendes an mir vorbeiflog und genau in der Mitte der Platte liegenblieb, wo die Teufelsfratze zu sehen war.

Das Kreuz!

Einen Lidschlag später erfolgte die magische Reaktion. Die Teufelsfratze wurde von der Magie des Kreuzes zerstört. Ein gräßlicher Schrei drang aus dem Stein, draußen vor den Fenstern veränderte sich die Welt, die schrecklichen Gestalten zerplatzten, als wäre eine Bombe zwischen ihnen detoniert, und das Band zwischen den Dimensionen riß. Und im nächsten Augenblick versank um uns allen herum die Welt…

***

»Willkommen in der Heimat!« hörte ich Bill sagen und sah mich um.

Wir standen mitten im Wohnraum. Meine Freunde um mich herum, aber ich nicht mehr auf der Platte. Von draußen schien eine blasse Morgensonne durch die Scheiben und ließ uns mit den Augen blinzeln. Nur der Sarg mit der zerstörten Wachspuppe war als makabre Erinnerung vorhanden. Sheila sprach das aus, was wir alle dachten. »Gerettet, Freunde«, sagte sie und warf sich Bill in die Arme. Der kleine Johnny befand sich zwischen ihnen.

Es war also doch kein Traum gewesen. Destero existierte nicht mehr,

und ich hatte eine weitere Waffe dazubekommen. Wenn das kein Grund zur Freude war!

Vielleicht ein kleiner Ersatz für den verlorenen Bumerang, der sich noch immer in den Händen von Dr. Tod befand. Plötzlich stand jemand in der Tür, der sich völlig verschlafen die Augen rieb.

Ron Garret, der Maskenbildner. An den hatten wir überhaupt nicht mehr gedacht.

»War irgend etwas?« fragte er.

»Nein«, erwiderte Bill, »alles normal.«

»Dann ist es ja gut.«

Ron Garret würde wohl sein ganzes Leben darüber nachdenken, warum wir lachten…

***

Dann begannen natürlich die großen Diskussionen. Jeder erzählte und berichtete. Wir gratulierten uns gegenseitig, waren irgendwie ausgelassen und vor allen Dingen froh, daß wir noch lebten.

»Noch einmal möchte ich das auch nicht erleben«, stöhnte Sheila, während ihre Augen in Freudentränen schwammen.

Da waren wir ihrer Meinung.

Bill hatte eine Flasche Sekt aus dem Keller geholt. Dort war wieder alles normal.

»Kinder, darauf müssen wir anstoßen«, sagte er und ließ den Korken aus der Öffnung knallen.

Wir prosteten uns zu.

Kaum hatten wir den ersten Schluck genommen, als es Sturm klingelte. Bill lief zur Tür. Dort befand sich ein kleiner Monitor.

Eine eingebaute Kamera im Tor nahm jeden Besucher auf, der davorstand.

»Die Polizei!« rief Bill. »Und auch Shao.« Er öffnete.

Shao war als erste im Haus. Sie lief sogar den Polizisten davon, die ziemlich verlegen herumstanden.

»Du lebst!« rief die Chinesin Suko zu und warf sich in dessen Arme.

Der Streifenführer fragte nach dem Besitzer des Hauses. Als Bill sich meldete, sagte er: »Entschuldigen Sie, Sir, aber diese Frau dort erzählte, daß hier ein Haus verschwunden wäre. Stimmt das?«

Bill grinste. »Sehen Sie etwas?«

»Nein.«

»Na bitte.«

Der Beamte wurde sauer. »Wenn das eine bewußte Falschmeldung war, dann können Sie etwas…«

»Die Verantwortung übernehme ich«, sagte ich und zeigte meinen Ausweis.

Die Beamten zogen ab. Sie hielten uns wahrscheinlich für total

übergeschnappt.

Wir aber leerten auch noch eine zweite Flasche. Und die, so finde ich, hatten wir uns redlich verdient.

ENDE